Erinnerungs-Skizzen

aus

Rußland, der Türkei und Griechenland.

Entworfen

während des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 und 1834

vom

Legationsrath
Tietz.

07/93/514

Erinnerungs-Skizzen

aus

Rußland, der Türkei und Griechenland.

Entworfen

während des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 und 1834

vom

Legationsrath

Tietz.

Erster Theil.

Coburg und Leipzig,
Verlag der Sinner'schen Hof-Buchhandlung.
1836.

B S B
MÜNCHEN

Skizzen aus St. Petersburg.

(Nach längerem Aufenthalt daselbst in den Jahren 1832 und 1833.)

1.

Ankunft in der Nähe der Stadt. — Die Villen zwischen dem Lustschlosse Strielna und St. Petersburg. — Krasno-Kabak. — Die neue Triumphpforte. — Eintritt in die Stadt. — Gasthof des Herrn Heide.

Wohl keine Stadt in Europa kündigt sich so prachtvoll, so als wahrhaft großartige Kaiserstadt an, wie St. Petersburg. Von dem drei Meilen von der Stadt am finnischen Meerbusen gelegenen Lustschlosse Strielna fuhren wir auf einer schönen Chaussee zwischen eleganten Villen, die sich ununterbrochen auf beiden Seiten aneinander reihen, und von deren jede mit einem kleinen Park umgeben ist, der sich von der Landstraße nur durch niedrige Eisengitter scheidet, bis zum Stadtthor. Die Besitzer dieser Landhäuser, die man Datschen nennt, treiben mit der Verschönerung

derselben einen wirklich immensen Luxus, um hier die paar anmuthigen Sommermonate in sybaritischem Lebensgenuß zuzubringen. Von den Belvedere's der links am Wege liegenden Datschen hat man eine vortreffliche Aussicht. Von dort aus schwelgt an schönen Sommerabenden, Juni und Juli, wo zwei bis drei Wochen lang diese durch keine Dunkelheit, nur sanfte Dämmerung von dem Morgen getrennt sind, der Blick, sich nur schwer vom frischen Grün des Landes losreißend, auf der Spiegelfläche des Meeres, das wie mit rosigem Verschämen den letzten Strahlenkuß der scheidenden Sonne empfängt. Die Landhäuser gleichen mit ihren Säulengängen italiänischen Villen; das flache Dach bietet des Abends für die theetrinkende Gesellschaft einen angenehmen Versammlungsort, und so läßt sich besagte Aussicht in gemischter italiänisch-holländisch- (was das Theetrinken betrifft) russischer Manier recht behaglich genießen, was ich während meines längern Aufenthalts in der nordischen Kaiserstadt nicht selten selbst erprobt habe. Als ich übrigens im December des Jahres 1832 zum Erstenmale hier anlangte, lag freilich der Schnee auf Chaussee, Datschen, Parks und Blumengärten und der scheidenden Wintersonne letzter Strahl glitzerte und blitzte auf der zwei Ellen dicken Eisfläche des Meerbusens. Statt erwärmenden Thee im Leibe, hatte ich nur einen dicken Pelz a u f dem Leibe, und die in der Luft flimmernden Eistheilchen waren ganz geeignet, jede romantische Ansicht der schönen Aussicht vor den Augen wegzufrieren. — So flogen wir in unserm Schlit-

ten, gezogen von einer flinken Troika, nemlich dem russischen Dreigespann, wobei das mittlere Pferd zwischen einer Gabeldeichsel und unter einem mit einer helltönenden Glocke versehenen Krummbügel läuft, an Krasno=Kabak (dem „rothen Wirthshause") vorbei, den die Petersburger im Winter häufig des guten Punsches und der delikaten Waffeln wegen besuchen. Immer näher kamen wir der prachtvollen Petropolis, die sich mit ihren runden Tempelkuppeln und den beiden spitzen, stark vergoldeten Thürmen der Festungskirche und der Admiralität in fast unabsehbarem Umfange vor uns ausdehnte. Nahe bei der Stadt wohnen deutsche Kolonisten, jeder in einem Hause, das sich mit seinem Säulenvorsprunge in keiner deutschen Residenz zu stehen schämen dürfte. Ueber jeder Thüre prangt in großen goldnen Buchstaben der Name des Bewohners; um und hinter den Häusern dehnen sich die Gemüsegärten aus, aus welchen die Küchen der Residenz reichlich versorgt werden. Endlich gelangten wir an das neue Rigaer Thor, einer aus Granit erbauten antiken Triumphpforte, auf der oben eine Quadriga mit der Victoria, ähnlich der auf dem Brandenburger Thor in Berlin, thront. Noch war der Bau dieses imposanten Werkes, das dem Reisenden als würdiger Eingang in die prachtvolle Residenz entgegentritt, nicht vollendet, und wir mußten es daher umfahren, statt durch seine ungeheure Wölbung unsern Einzug zu halten. Ungefähr 300 Schritte weiter kamen wir zur Narwa'schen Sastawa (Barriere), die damals noch bis zur Vollendung der Triumphpforte

den Eingang in die Stadt bildete, und an der sich auch die von einem Offizier und einem Detaschement besetzte Thorwache befand. Der wachthabende schlanke Lieutenant der Semeneowschen Garde, der gerade vor der Thüre stand, kam selbst an den Schlitten und forderte in französischer Sprache unsere Padoroschna (Reisepaß), die von ihm auf die Polizei befördert wird. Unser Postillon band unterdeß die Postglocke ab, die in Rußland die Stelle des deutschen Posthorns vertritt, weil in der Stadt selbst keine Glocke am Schlitten tönen darf; eine heilsame Einrichtung, da sonst bei den tausend Equipagen, die die Straßen immerwährend beleben, von dem ewigen Geklingel das Gehör leiden würde. Der Schlagbaum hob sich, der schlanke Lieutenant grüßte uns artig und wir waren in Petersburg, der schönsten Stadt Europas, vielleicht der Welt. Nach einer wohl eine Stunde dauernden Fahrt durch schnurgerade Straßen, über große Plätze, an Pallästen vorüber, über die lange Isaaksbrücke, hielt unser Schlitten auf Wasili-Ostrof vor dem deutschen Gasthofe des Herrn Heide, den deutschen Reisenden besonders zu empfehlen, da sie dort die vaterländischen Hotels mit ihren Annehmlichkeiten nicht vermissen werden.

2.

Das Meer der Häuser und Palläste. — Isaaks-, Admiralitäts- und Schloßplatz: Ein Platz mit seinen imposanten Umgebungen. — Aussicht von der Alexander-Säule und dem Admiralitätsthurm. — Die Prachtstraße des Newski-Prospect. — Kirchen. — Kirche der heil. Mutter von Kasan. — Umblick von der Brücke am Sommergarten (Troizkoi-Most) über die Newa und ihre Umgebungen.

Ermüdung von der Reise und die eingebrochene Dunkelheit fesselten mich am Tage meiner Ankunft in St. Petersburg an das Zimmer. Der folgende Morgen, der in dieser Jahreszeit freilich etwas spät anbrach, so daß man erst um 9 Uhr des Lichts entbehren kann, wie auch schon Nachmittags um 3 Uhr brennende Kerzen ein nothwendiges Requisit des Zimmers sind, zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt in das unermeßliche Häuser- und Palläste-Meer. Ein Reisender bemerkte sehr richtig, daß in Petersburg ein jedes Haus ein Pallast und ein jeder Pallast eine kleine Stadt sey, wovon es nun freilich, wie bei jeder Sache, wohl Ausnahmen giebt. Doch hatte ich von meinem Gasthofe bis zum Winterpalais, dem gewöhnlichen Wohnsitze der Kaiserlichen Familie, nur, wie man im Deutschen etwa sagen würde, drei Häuser weit, nemlich am Landkadettencorps vorbei, dann über die Isaaksbrücke, längs dem Admiralitätspallaste und dann zum Winterpalais, eine Strecke, zu der ich, genau nach meiner Uhr gerechnet, im Geschwindschritte nicht weniger als zwanzig Minu-

ten gebrauchte. Mag dieß und die Bemerkung, daß im Winterpalais über 5000 Menschen wohnen sollen, ungefähr als Maßstab von der Ausdehnung jener Gebäude gelten. Der Isaaks- und Schloßplatz, die beide nur Einen großen Platz bilden, übertreffen an Größe und Pracht der Umgebung vielleicht alles Aehnliche dieser Art. Am östlichen Ende bildet ein Exercierhaus die Grenze; gegen Norden das Winterpalais, die Admiralität und das Ufer der Newa, wo die Isaaksbrücke hinüberführt; gegen Westen das herrliche neue Senatsgebäude, die Reitschule der Chevaliergarde, und gegen Süden die neue Isaakskirche, deren Vollendung, obgleich der Bau aufs thätigste betrieben wird, erst in zehn Jahren entgegen zu sehen ist, dann das Kriegsministerium, das Gebäude des großen Bürgerklubbs, das Justizministerium, das Hotel zur Stadt London, und als imposantes Schlußgebäude der sogenannte in halbrunder Form erbaute Generalstab, worin sich außer jener militairischen Behörde, noch das topographische Büreau, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und das der Finanzen befindet. Wie groß dieses aus drei Etagen bestehende Gebäude ist, beweist die Zahl der Fenster in der Fronte, wovon sich in jeder Etage 125 befinden. Ein ehernes Sechsgespann prangt oben auf der Arkade, die fast in gleicher Höhe mit dem Gebäude durch dasselbe nach dem Newski-Prospect führt. Zwischen dem Generalstab und dem Winterpalais erhebt sich die berühmte Alexander-Säule, die dem Leser genugsam aus Zeitungsnachrichten bekannt seyn dürfte, und die, aus

einem einzigen Granitblocke bestehend, alle übrigen Denkmäler dieser Art an Größe und an Schönheit übertrifft. Zwischen der Isaakskirche und der gegenüber liegenden Brücke prangt auf einem kolossalen Granitfelsen das von Falconet in ächt antikem Geschmack gearbeitete Reiterstandbild Peter I., das Katharina ihrem großen Ahnherrn errichtete, wie die bescheidene Inschrift am Fuße des Felsblockes: „Petro I. Katharina II.", andeutet.

Es würde den bestimmten Raum dieser Blätter bei weitem überschreiten, wollten wir alle einzelnen Schönheiten der nordischen Palmira detaillirt beschreiben, und es bleibt uns daher nur eine gedrängte Uebersicht derselben vorbehalten. Als die Alexander-Säule von ihrem umgebenden Baugerüste noch nicht befreit war, hatte man von der Höhe desselben einen umfassenden Blick über die riesige Stadt, den man jetzt am besten von dem Admiralitätsthurme genießt. Petersburg ist eine neue, elegante, zierliche und schöne Stadt, regelmäßig, ohne ermüdende Einförmigkeit gebaut. Selten haben die Häuser bei gehöriger Breite mehr als zwei, höchstens drei Etagen. Die flachen, mit rothem Eisenblech gedeckten Dächer, die Balkons und Säulenverzierungen an den Häusern machen glauben, man befinde sich in einer italiänischen Stadt; der Sommer des Jahres 1833 mit seiner Hitze von 26 Graden vermehrte diese Täuschung, die dann freilich der Winter mit seinem Nordwinde und den 25 Minus-Graden wieder unhöflich wegzaubert. — Eine Prachtstraße, mit der sich keine vielleicht in der Welt

vergleichen kann, ist der Newski-Prospect, der sich eine starke halbe Meile in ziemlich gerader Linie nach dem Kloster des heiligen Alexander Newski hinzieht und besetzt ist mit den schönsten Privathäusern, Pallästen und Kirchen aller Glaubensbekenntnisse, weßhalb man ihn auch und mit großem Rechte die Toleranz-Straße nennt. Man findet dort deutsch-evangelische, schwedische, finnische, reformirte, griechische, katholische, armenische Kirchen, ja sogar in einem Privathause eine für die zahlreichen Mahomedaner in Petersburg eingerichtete Moschee. — Die Kirchen der Russen imponiren durch die meistens asiatische Form, die sich gewöhnlich so gestaltet, daß eine große, vergoldete Hauptkuppel, umgeben von vier kleinern, mit dem griechischen Kreuz auf der Spitze, emportaucht. Einen unbeschreiblichen Eindruck macht der Anblick der auf der Newski-Perspective belegenen Kasanschen Kirche, wenn das helle Mondlicht die dunkeln, kolossalen Formen des Tempels scharf abgrenzt. Die Kirche ist in verjüngtem Maßstabe und mit den Veränderungen, die der griechische Cultus nothwendig machte, nach der Peterskirche in Rom erbaut. Aus dem letztern Grunde ist der Hauptbau einigermaßen architectonisch unregelmäßig geworden, was aber durch die halbrunde, aus korinthischen Säulen bestehende Colonade verdeckt wird, die vor dem Schiff der Kirche den großen Platz umschließt. So lange bis die Isaakskirche noch nicht vollendet ausgebaut ist, nimmt die Kasansche als Prachtwerk durch Architectur, Malerei, Plastik und Reichthum den ersten

Platz ein. Gold, Silber und Edelsteine schmücken das Innere. Silberne Thüren, eine silberne Ballustrade, die den Platz, wo der Altar hinter der sogenannten Heiligenwand steht, vom Schiff der Kirche trennt, und die Diamantenpracht, die von dem Bilde der „heiligen Mutter von Kasan" (der zu Ehren die Kirche erbaut ist) herniederstrahlt, sind Beweggründe, ein nicht gewöhnliches Erstaunen zu erregen. Man wird aber zur Bewunderung hingerissen, wenn man den Blick auf die 95 kolossalen Säulen, deren jede nur aus einem einzigen Granitblock besteht, und die das Schiff der Kirche stützen, und auf die herrliche musivische Arbeit des Fußbodens richtet. Zwei Gemälde, wovon das eine oben in der Kuppel, Gott auf dem Erdballe thronend, und um ihn die Heiligen und Apostel darstellt, das andere aber eine Einsetzung des Abendmahls, sind, obgleich Copieen nach Italiänern, dennoch auch als solche Meisterstücke, eben so wie die beiden ungeheuern Eingangspforten von Bronze, auf denen en hautrelief die Geschichte des alten und neuen Testaments sich zeigt. Im Vorhofe der Kirche in Nischen prangen sechs kolossale Statuen, ebenfalls aus Bronze, gleich trefflich in der Idee, wie in der Ausführung. Nun ist hiebei noch zu bemerken, daß der ganze Bau nur durch russische Handwerker und Künstler entstand, daher ein ächtes Nationalwerk ist, und den Beweis liefert, daß die Russen doch nicht so ganz rohe Barbaren sind, wie Mancher im Auslande, besonders aber in dem sich so hoch dünkenden Frankreich, wohl glauben mag.

Kehren wir, um eine andere Ansicht der herrlichen Kaiserstadt zu erfassen, zurück zur Brücke, die vom Sommergarten nach dem Petersburgischen Stadttheile, in einer Länge von beinahe einer Viertelmeile führt. Zu unsern Füßen strömt die kristallhelle Newa, ein mächtiger Strom, würdig der Umgebungen, die seine Ufer säumen. Das Auge reicht leicht bis dahin, wo das Meer mit leisem Rauschen den schönen Fluß in seine Arme aufnimmt. Am rechten Ufer hebt sich aus den Fluthen die granitummauerte Festung empor, von deren Wällen drohende und zugleich schützende Feuerschlünde herabstarren. Wie ein leuchtender Blitz strahlt der schlanke, goldne Thurm der Festungskirche zu St. Peter und Paul in die blaue Luft hinauf, innen aber im Gotteshause reihen ernste Marmorsarkophage sich aneinander und unter ihnen ruhen seit Peter dem Großen die Herrscher und Herrscherinnen Rußlands; ein ernst-wehmüthiges Gefühl füllt unsere Brust bei diesen Kaisergräbern. — Unfern der Kirche, noch im Bereich der Festung, wirbeln dunkle Dämpfe über ein grünes Dach empor, es ist die Münze. Jenseits der Feste sendet die Newa einen Arm aus, der sich zwischen Häuserreihen und dichtbelaubten Bäumen zu verlieren scheint. Hart am Ufer des Hauptstromes, noch auf der rechten Seite, erhebt sich das Prachtgebäude der neuen Börse, vor ihr die beiden, in Form kolossaler Säulen mit antiken Schiffsschnäbeln gezierten, Leuchtthürme, deren Licht den Schiffer aus dem trügerischen Meere in den sichern Port führt. Nun reiht sich die ungeheuere Fronte

des von Peter I. erbauten Gebäudes der zwölf Collegien, und die umfangreichen Zollhäuser mit ihren Magazinen an. Pallast drängt sich an Pallast: das Landkadettenkorps, die Akademie der Wissenschaften, das Bergkadettencorps, bis das Gebäude der Seekadetten, schon nahe am Meere, die prachtvolle Begrenzung des rechten Ufers schließt. —

Der Blick wende sich jetzt zum linken Ufer, und in der edelsten und prachtvollsten Form glänzt ihm das eiserne, reich vergoldete Gitter des Sommergartens entgegen, hinter welchem das grüne Laub des herrlichen Gartens üppig hervorquillt. Ueber das anstoßende Marsfeld hinweg erblicken wir den düstern Pallast, in welchem Paul, der ritterliche, oft verkannte und falsch beurtheilte Herrscher, sein Leben endete. Als freundlicher Gegensatz schimmert durch den ihn umgebenden Park der prachtvolle, neue Pallast des Großfürsten Michael, vielleicht das schönste Gebäude Petersburgs. Hinter ihm ragen die Kuppeln der katholischen und kasanschen Kirche empor. — Längs dem rechten Granit-Ufer des Flusses bilden der Marmorpallast, dessen äußeres Material aus Marmor, Granit und Erz besteht und der einst dem verewigten Großfürsten Constantin gehörte, dann die Palläste fürstlicher Familien und fremder Bothschafter, den sogenannten „russischen Quai," der mit der Eremitage und dem daran stoßenden Winterpalais endet. — Eine breite Granittreppe, deren Ballustraden mit Marmorgruppen und kolossalen Granit-Vasen geschmückt sind, führt von dem Boulevard der Admiralität zu dem

Strome hinab. An diesen Spaziergang schließt sich längs dem Ufer das große Gebäude der Admiralität mit seiner goldnen Thurmspitze und seinen beiden Pavillons an; dann folgt der freie Platz vor der Isaakskirche mit Peter's Standbilde und dem neuen Senatsgebäude und von hier verlieren sich in kaum vom Auge erreichbarer Ferne die Prachtgebäude des englischen Quais, größtentheils, wie sein Name schon andeutet, von englischen Kaufleuten bewohnt. —

Wendet sich nun der Beschauer auf seinem Standpunkte, der Brücke, den Strom aufwärts, so erblickt er die Kirche und das Gebäude des Arsenals, das Kloster Smolna mit seinen fünf Kirchen, das jetzt eine kaiserliche Erziehungsanstalt für junge Damen ist, dann den Taurischen Pallast mit seinem hellgrünen Eisendache und dem dunkeln Laube seines Parks, das Klinikum, das große Militair-Hospital, das jetzt noch einen Theil der Stadt bildende Dorf Ochta und eine Menge Kuppeln der überall zerstreut liegenden Kirchen.

Ich fordere dreist jeden Vielgereisten auf, mir ein Stadtpanorama zu nennen, das mit diesem einen Vergleich aushalten könnte. Constantinopel und Neapel habe ich selbst gesehen und bin entzückt von dem bezaubernden Umblick gewesen, den dort die Natur gewährt, doch dürften jene Residenzen, was die Kunst betrifft, wohl eine solche Masse des Großartigen und Prachtvollen schwerlich darbieten. Es ist lächerlich, wenn, wie ich so oft im Auslande gehört, Petersburg, Rußland und Sibirien so ziemlich als Synonyma be-

zeichnet werden; ich gestehe, daß, wenn Sibirien Petersburg wär, ich mich mit Vergnügen dorthin verbannen ließe. Einen Fehler, könnte man es anders so nennen, habe ich in Petersburg bemerkt: es drängt sich nämlich dort so viel Großartiges zusammen, daß eine kolossale Erscheinung die andere verdeckt und so das Auge allmählich in dem Grade an das Ungewöhnliche gewöhnt wird, daß dieß nicht mehr als solches hervortritt. Es bleibt übrigens wahr, daß man aus dem Einen Petersburg ein paar Dutzend schöne Städte irgendwo anders machen könnte. —

3.

Das Winterpalais. — Der Kaiser Nicolaus und die kaiserliche Familie. —

In der Mitte der unermeßlichen Kaiserstadt erhebt sich das Winterpalais, ein Gebäude, das mehr wegen seiner ungeheuern Größe und seiner innern Pracht, als wegen des Styls seiner Bauart imponirt. Der Italiäner Rastrelli erbaute es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem damals herrschenden, nicht eben edeln und mit tausenderlei Verzierungen überladenen Geschmack. Der Pallast, ohne die damit verbundene Eremitage, bildet ein 450 Fuß langes, 350 Fuß breites und 70 Fuß hohes Viereck, das Höfe im Innern einschließt, aus einem Parterre und zwei Stockwerken besteht, und an der vordern, dem Gebäude des Generalstabes und der Alexandersäule ge-

genüberstehenden Fronte, zwei durch große Balkons bedeckte große Auffahrten hat. Eine große Menge von Sälen und Zimmern, so wie die ziemlich große Hofkapelle machen das Innere aus, und man muß einen guten Ortssinn haben, wenn man sich in den langen, sich durchkreuzenden Gängen nud Corridors zu recht finden soll. — Oben von der Zinne des Schlosses weht eine weiße Flagge mit dem gekrönten Doppeladler, als Zeichen, daß der Herrscher des Ostens, der Aar, der mit schützenden Schwingen und mit scharfem Blicke über siebzig Millionen seines unermeßlichen Reichs wacht, sich in seiner Residenz befindet; die Flagge sinkt, wenn der Kaiser Petersburg verläßt. Für die Bewohner der Residenz ist es ein Festtag, wenn jenes Zeichen die Wiederkehr des allgeliebten Herrschers verkündet. Vielleicht kein Herrscher ist mehr verkannt worden, als Nicolaus, was übrigens auch nur Anwendung auf das Ausland und auf eine gewisse freiheitsschwindelnde Periode findet. Von seinem Volke ist er angebetet. Welch' ein wahrhaft edler Mensch dieser Fürst ist, hat er während seiner Regierung unzähligemal bewiesen, und das Geschrei umwühlender Maulwürfe dürfte jetzt auch wohl in das lächerliche Nichts zurückgesunken seyn, dem es angehört.

Schon Nicolaus Aeußeres ist wahrhaft kaiserlich, ehrfurchterweckend und doch auch zugleich vertrauenerregend. Ein in allen Formen wohlgebauter, kraftvoller, über die gewöhnliche Männergröße herausragender Körper, trägt ein Haupt, das dem edelsten, antiken Muster nachgebildet zu seyn scheint. Eine

sanftgebogene Nase, ein freundlichlächelnder Mund und ein blaues Auge, aus dem Milde, aber auch strenger Ernst strahlt, unter der hohen, von blonden Haaren beschatteten Stirne, verleihen dem Antlitze ein freundliches, doch auch wieder ernstes Gepräge. — Ich promenirte eines Tages mit einem, eben erst in St. Petersburg angekommenen Freunde auf der Newski-Perspective, als wir dem Kaiser auf seiner kleinen, einspännigen Droschke begegneten und stehenbleibend dem Monarchen unsern ehrfurchtsvollen Gruß darbrachten. Zufällig fixirte uns der Kaiser sehr stark, indem er sich auf dem rasch vorüberrollenden Wagen noch einige Zeit umschaute, wobei ich bemerkte, daß in dem Gesichte meines Begleiters eine dunkle Röthe aufstieg. Auf mein Befragen, was ihm fehle, gestand er mir, daß des Kaisers Blick, den er nicht streng, er wußte selbst nicht wie? nennen könnte, ihn in eine seltsame Befangenheit versetzt habe; er hätte gefühlt, daß wenn er das Auge niedergeschlagen, diese Befangenheit weichen würde, und doch wäre es ihm nicht möglich gewesen, den Blick von dem majestätischen Manne loszureißen. Hierbei muß bemerkt werden, daß der, dem dieses begegnet, weder ein revolutionairer Pole mit schlechtem Gewissen, noch ein poetisch-excentrisches Gemüth, sondern ein schlichter Mann war. — Der Russe, selbst der gemeine Mann, der gewohnt ist, in dem Zaar seinen Vater zu sehen, und ihn deßhalb auch selten anders, als, „unser Väterchen,“ so wie die Kaiserin „unser Mütterchen“ nennt, erträgt diesen Blick schon dreister. So habe ich ei-

nigemal, wenn der Kaiser in seinem einfachen grünen Uniform-Oberrock, ohne alle Begleitung, zu Fuße durch die Straßen ging, gesehen, daß Russen von altem Schlage, mit langem Barte und im nationellen Kaftan gekleidet, sich ohne Scheu dem Herrscher nahten und ihm ihre Angelegenheiten, die natürlich wohl nicht von großem Belang seyn konnten, vortrugen, wo dann der Kaiser ihnen freundlich Bescheid zu geben schien, mit dem sie zufrieden, unter vielen Bücklingen sich empfahlen.

Der Monarch verwendet seit mehreren Jahren eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Flotte, die vielleicht bald andern Seemächten furchtbarer werden dürfte, als man sich vorstellt. Auf den Werften von Petersburg, so wie auf denen des schwarzen Meers, werden alljährlich mehrere Kriegsschiffe von verschiedenem Range erbaut. So lief während meiner Anwesenheit unter mehreren auch der Wladimir, ein Linienschiff von 84 Kanonen vom Stapel, im Beiseyn der ganzen kaiserlichen Familie, von der der zweitgeborne Großfürst Constantin, obgleich erst acht Jahre alt, bereits zum Groß-Admiral ernannt ist. Oft macht der Kaiser auf einem von den schönen Dampfschiffen Fahrten nach Kronstadt, um dort die Flotte zu besuchen. Bei einer solchen Gelegenheit, stand er, wie er es öfter zu thun pflegt, am Steuer und lenkte, als man in den Hafen von Kronstadt einlief, um seine Gewandtheit zu zeigen, das Dampfboot haarдicht an einem dort vor Anker liegenden Preußischen Kauffahrer vorbei, jedoch ohne denselben zu berühren.

Der preußische Capitain, nicht wissend, wer der einfach gekleidete Steuermann sey, hielt dessen Manöver für Ungeschicklichkeit und äußerte, als ob sein Schiff vielleicht durch ein Zusammenrennen bedeutenden Schaden hätte erleiden können, sich in derb-seemännischer Weise: „daß der Steuermann ein andermal besser die Augen aufmachen sollte u. s. w.“ — Der Kaiser lachte und der Herr Capitain ward noch ärgerlicher und gröber. Am andern Tage wird er vor die Admiralität beschieden. Etwas sehr ängstlich, für seine gestrige Grobheit vielleicht eine Unannehmlichkeit zu erfahren, tritt der Preuße ein. Man fragt ihn, ob er wisse, wer der von ihm zurechtgewiesene Steuermann gewesen sey, und als er dieß nicht angeben kann, erfährt er, daß es der Kaiser war, der ihm — des Herrn Capitains rothes Grockgesicht spielt hiebei ins Blasse — „für den Schaden, den etwa möglicher Weise seinem Schiffe durch die Steuermannskunst des Kaisers hätte widerfahren können“ hiebei einen kostbaren Brillantring übersende.

Die Grundlage der großen moralischen Kraft und Festigkeit, die der Kaiser so oft mitten unter drohenden Gefahren bewiesen hat, geht bei ihm aus dem gläubigen Vertrauen auf Gott und eine höhere Bestimmung hervor, und diese hat ihn, wo der Tod wohl tückisch auf des Herrschers Leben lauerte, gerettet und geschützt. — Wie er bei der Empörung, die bei Gelegenheit seiner Thronbesteigung ausbrach, stundenlang furchtlos mitten unter dem Haufen der Empörer stand, und nur endlich, als alle Worte der Milde

und Gnade an dem Ohre der Verblendeten ungehört vorübergingen, die Strenge walten ließ, ist bekannt. Ein zu den Rebellen gehöriger Offizier, der beim Verhör aussagte, daß er auf die Hostie geschworen, den Kaiser zu ermorden, gestand, daß in dem Augenblick, wo seine Hand schon das Pistol erfaßte, eine unbegreifliche Macht ihn an der Ausführung seines Vorhabens gehindert hätte. Ein Blick des Kaisers, der ihn zufällig traf, als dieser zu den Empörern sprach, hätte ihn unwiderstehlich entwaffnet und entmuthigt.

Als der Wahn des Volks beim Ausbruch der Cholera in St. Petersburg sich in den fürchterlichsten Ausschweifungen zeigte, und sich endlich bis zur Ermordung der Aerzte steigerte, die man für die Urheber jener fürchterlichen Seuche hielt, eilte der Kaiser, nur von einem Adjutanten begleitet, zum Heumarkt, mitten unter den wüthenden Volkshaufen. Wie ein dräuender Heros redete er die Blutdürstigen an, und als einige mit Klagen über die Vergifter — wie sie die Aerzte nannten — sich an den Kaiser wandten, gebot er ihnen mit mächtiger Stimme, nieder auf die Kniee zu fallen und Gott um Verzeihung der Frevel zu bitten, die sie begangen! Und wie von einem Donnerschlage getroffen, sanken Tausende in den Staub und flehten Gott und den Kaiser mit Thränen an, ihnen ihren Irrwahn zu vergeben.

Die Cholera war in Moskau erschienen und hatte Schrecken und Bestürzung verbreitet. Man wagte es kaum, aus Furcht vor Ansteckung, sich den Kran-

ken zu nahen. Da erschien eines Morgens plötzlich der Kaiser in der alten Zaarenstadt; sein erster Gang war in die Kirche, wo er sich im eifrigen Gebet vor dem Altar des Herrn niederwarf. Furchtlos begab er sich dann in das Cholera-Lazareth und einen der gefährlichsten Kranken bei der Hand fassend, sprach er zu Allen Worte des Trostes und ermahnte sie, auf die Hülfe des Höchsten zu vertrauen. „Ich bin gekommen, um mit euch, meine Kinder, mit denen ich so oft die Freude theilte, auch Leid nnd Ungemach zu tragen!“ waren die Worte, wahrhaft eines Kaisers würdig.

Im Juli 1833, kurz vor dem großen Feste in den Sälen und im Garten des Lustschlosses Peterhof, dessen wir in diesen Blättern noch später erwähnen werden, erhielt der Kaiser aus Paris (man sagt, von Louis Philipps eigner Hand) die Nachricht, daß einige der dort befindlichen polnischen Fanatiker beschlossen hätten, sich unter fremden Namen nach Petersburg zu begeben, um an jenem Feste, wo sich vielleicht hunderttausend Menschen im Parke versammeln, den Kaiser zu ermorden. Man glaubte allgemein in Petersburg, daß auf eine solche Nachricht das Fest abgesagt werden würde, allein man irrte. Der Kaiser befahl sogar, daß an diesem Tage sich in Peterhof keine Polizei zeigen sollte, und durchritt ganz allein nur von seinem Schwager, dem damals dort anwesenden Prinzen Albrecht von Preußen begleitet, den Park nach allen Richtungen, von dem Volke, das an diesem Tage für das Leben seines

Zaars zitterte, mit beinahe wahnsinniger Freude begrüßt. Ueberall sah man noch am späten Abende bei der prachtvollen Illumination den Kaiser mit seiner Familie mitten in dem Volksgedränge, und wohl mögen manche jener mordbrütenden Buben sich unter der Menge befunden haben, wie auch mehrere Verhaftungen an den folgenden Tagen bewiesen. Nicht die geringste Aengstlichkeit war auf dem mild-ernsten Angesichte des Herrschers bemerkbar; er hatte sich der höhern Macht unterworfen, die den Vertrauenden schützte.

Als Beweis dieser frommen Ergebung mögen noch die Worte dienen, die er aussprach, als die Kaiserin und die königliche Familie in Berlin im Herbste 1834 den Kaiser dringend baten, nicht nach Warschau, diesem Heerd des Undanks und des Verraths zu gehen. — „Ich stehe in Gottes Hand; er hat meine Tage gezählt. Falle ich, so war es sein Wille. Sein Wille geschehe!" war alles, was der wahrhaft große Monarch den Seinen entgegnete. Als er die Grenzen des Königreichs Polen betrat, wies er das zu seinem Schutze zusammengezogene Militair zurück, und fuhr, nur von seinem treuen Gesellschafter, dem Grafen Benkendorff begleitet, durch das ganze Land und in Warschau ein. Der Höchste schützte das gesalbte Haupt.

Diese Züge aus dem Charakter des Kaisers sind wahr, und doch wagt es der Unverstand, einen solchen Monarchen zu schmähen, ihn als Tyrannen und weiß Gott was, zu bezeichnen. Der Vernünftige mag hieraus ersehen, was von dem Gekläffe der weltreformirenden Umwälzer zu halten sey; gegen sie noch zu

Felde zu ziehen, sie von ihrem Wahn zu überzeugen, wäre eitle Mühe, denn „mit dem Unsinn kämpfen Götter selbst vergebens!“ sagt der alte Talbot, dem wir aus voller Seele beistimmen.

Wie der Kaiser übrigens gegen seine Gegner, die ihm wehe gethan, dachte und handelte, mögen folgende Zeilen bethätigen. — Als nach Beendigung des Sommerlagers, das im Jahr 1833 die Kadetten unfern von Peterhof bezogen hatten, diese vom Kaiser zur Tafel gezogen wurden, führte der Monarch zwei derselben vor die Kaiserin mit den Worten: „Dieß ist der Sohn des Generals N., der bei der Erstürmung von Warschau für meine Sache fiel, und dieß der Sohn des Obristen N., der gegen meine Truppen in der muthigen Vertheidigung der Schanzen von Wola den Heldentod starb. Ich habe versprochen, ihnen die Stelle des verlornen Vaters zu ersetzen, darum sey Du ihnen Mutter!“ — Das ist derselbe Kaiser, von dem französische Zeitungen die lächerlichsten Märchen von Verschickung armer Polenkinder nach Sibirien fabelten, und die dann gewisse deutsche Blätter gläubig nachbeteten.

Der Kaiser Nicolaus erfuhr, daß der unlängst in Paris verstorbene General der polnischen Empörer S., auf dem Todbette beklagt hätte, daß sein Körper nicht in vaterländischer Erde ruhen würde. Sogleich befahl der Monarch, auf seine Kosten die Leiche nach Polen zu schaffen; der Familie des Verstorbenen wurde für ihre Lebenszeit eine bedeutende Pension ausgesetzt, und den Töchtern des Hauswirths in Pa-

ris, die den General bis zum letzten Augenblick sorgsam gepflegt hatten, wurden ansehnliche Geschenke übersandt.

Nicolaus ist ein großer Regent und dabei ein guter Familienvater. Auch nicht der kleinste Schatten ruht auf dem ehelichen Verhältnisse des Herrscherpaars. Die Kaiserin ist eine höchst liebenswürdige Dame, von majestätischem, schönem Aeußeren, würdig des Gemahls, der ihr mit der treusten Liebe zur Seite steht. Ein blühender Kranz von schönen Kindern umgiebt die kaiserlichen Eltern.

Nach Beendigung der Kunst- und Industrieausstellung im Herbste 1833, lud der Kaiser sämmtliche Künstler und Kaufleute in das Winterpalais zu einem großen Dinér, bei welchem der Kaiser nebst seiner Gemahlin und dem Großfürsten-Thronfolger an derselben Tafel mit den Gästen speiste, und eine fröhliche und ungenirte Unterhaltung herrschte. Nach der Tafel sagte der Monarch zu den Anwesenden, daß er ihnen seine übrigen Kinder vorstellen wolle, die denn auch herbeigeholt wurden und mit den Anwesenden sich freundlich unterhielten. Den sechsjährigen Großfürsten Constantin mit den Worten präsentirend: „Das ist mein kleiner Groß-Admiral!“ wandte er sich zu diesem und sagte: „Als Seemann mußt Du zeigen, daß Du klettern kannst!“ Und nun kletterte der muntere Knabe mit lustiger Gewandheit ohne fremde Beihülfe an dem Kaiser bis zu dessen Schulter hinauf, wo er dann den lachenden Vater herzlich umhalste und küßte.

Der siebzehnjährige Thronfolger Alexander scheint in körperlicher und geistiger Hinsicht das werden zu wollen, was sein erlauchter Vater ist. Von seiner Herzensgüte weiß man viele Beispiele. Da er täglich ausgeht, so benutzte man dieß, um ihn eine Unzahl von Bittschriften zu überreichen. Da darunter wohl viele unzulängliche Gesuche seyn mochten und dadurch die Güte und die Kasse des Prinzen, und wenn diese nicht ausreichte, die des Kaisers gemißbraucht wurde, so untersagte dieser dem Großfürsten, fortan auf seinen Spatziergängen dergleichen Papiere anzunehmen. Trotz dieses Verbots brachte der Großfürst dennoch eines Tages eine Bittschrift heim, weßhalb ihn der Kaiser, als er diesem sie überreichte, mit strengen Worten darüber zur Rede stellte. — „Ein armer, zum Krüppel geschossener Offizier, dessen Pension kaum hinreicht, um sich und seine zahlreiche Familie mit trockenem Brod zu ernähren, hat sich, da die Behörden ihm jede Erhöhung seines Einkommens verweigerten, an mich gewandt, um durch mich, Dir, dem Kaiser, seine Bitte vorzutragen. Hier war es meine Pflicht, Dein Verbot zu übertreten, und der wahrhaft Arme, der für Dich gekämpft und geblutet, wird gewiß nicht ungehört von Deinem Throne weggehen!" So entgegnete der damals zwölfjährige Knabe auf die väterlichen Vorwürfe. Der Kaiser umarmte seinen Sohn und ermahnte ihn, nur auch ferner dem Drange seines Gefühls gegen leidende Mitbrüder zu folgen. Des Offiziers Pension wurde bedeutend erhöht.

Als der Thronfolger eines Tages mit seinem Erzieher, dem General Merder, auf dem Marsfelde ritt, setzte er, der von seiner frühsten Jugend an schon ein verwegener Reiter war, mit seinem Pferde über die den Platz umgebende Barriere. Das Pferd stieß an und stürzte dermaßen mit dem Großfürsten, daß dieser einige Minuten leblos liegen blieb. General Merder, der sich die Schuld dieses Unfalls beimaß, weil er seinen Zögling nicht sorgfältiger beobachtet hatte, verfiel aus Schrecken in eine gefährliche Krankheit. Der Thronfolger war trostlos, die Ursache der Leiden seines geliebten Erziehers zu seyn; Tag und Nacht wich er nicht von dem Krankenbette, und als man, einsehend, daß er vielleicht selbst durch die erschöpfenden Nachtwachen krank werden könnte, ihn von dem General entfernen wollte, konnte dieß nur fast mit Gewalt geschehen. Nachts aber, wenn alles schlief und er sich unbemerkt glaubte, verließ er sein Schlafgemach und brachte dennoch heimlich einige Stunden an dem Lager des Kranken zu. — Im Sommer 1833 war ich Zeuge des Abschieds, den der Thronfolger von seinem Lehrer der französischen Sprache, Gillé, einem Schweizer, nahm, als dieser eine Urlaubsreise auf einige Monate nach seinem Vaterlande machte und sich am englischen Kai auf dem nach Lübeck abgehenden Dampfboote einschiffte. Die Trennung schien dem Prinzen sehr schwer zu werden und noch lange winkte er, als das Schiff schon im Gange war, dem Abfahrenden mit seinem Taschentuche Abschiedsgrüße zu.

Da wir uns hier mit den Charakterskizzen der Mitglieder der kaiserlichen Familie, soweit sie in Petersburg leben, beschäftigen, so dürfen wir den Bruder des Kaisers, den Großfürsten Michael nicht übergehen. Auch er ist ein schöner Mann, nur ruht auf seinem Gesichte ein düsterer Ernst. Er ist wohlthätig in hohem Grade, für seine Finanzen fast im Uebermaß, besonders aber gegen Offiziere und Soldaten. Daß er es nicht nur des öffentlichen Dankes willen ist, mag folgende Anekdote beweisen. Ein Offizier der Artillerie, deren Chef der Großfürst ist, kommt aus einer fernen Garnison nach Petersburg, um dort Gelder für sein Regiment zu erheben. Auf dem Rückwege läßt er sich in einem kleinen Städtchen, wo er übernachtet, zum Spiel verleiten und ist leichtsinnig genug, einen Theil der ihm anvertrauten Kasse zu verlieren. In Verzweiflung eilt er nach Petersburg zurück, kömmt zum Großfürsten und bittet den Adjutanten, ihm beim Großfürsten Gehör zu verschaffen, doch ohne seinen Namen zu sagen. Dieser sehr beschäftigt, trägt dem Adjutanten auf, nach dem Begehr des Offiziers zu fragen. Nach nochmaliger Weigerung, gesteht dieser endlich sein Vergehen dem Adjutanten, und daß er gekommen sey, den Prinzen zu bitten, ihm die Summe zu leihen, um dadurch der Schande und Schmach zu entgehen. Als der Großfürst dieß hörte, fährt er zornig auf und will in das Audienzzimmer zu dem zitternden Sünder hinaus. An der Thüre kehrt er plötzlich um, giebt dem Adjutanten die Summe und läßt dem Offizier sagen, „er leihe ihm nicht das Geld,

sondern schenke es ihm. Er kenne ihn nicht, wolle auch seinen Namen nicht wissen. Zum zweitenmale würde man ihn der selbstverschuldeten Schmach nicht entreißen, darum solle er sich bessern!"

Die Gemahlin des Großfürsten Michael, die Großfürstin Helena, eine würtembergische Prinzessin, eine Dame von großer Schönheit, lebt sehr eingezogen, ganz der Erziehung ihrer Töchter gewidmet und der Literatur, sowohl der deutschen, als auch der französischen und russischen huldigend.

4.

Russische Gastfreundschaft. — Aufnahme des Fremden in Familienkreisen. — Hohes Spiel.

Was dem Deutschen, dem in der nordischen Kaiserstadt so Vieles ungewohnt vorkommen mag, angenehm überrascht, ist die Gastfreundschaft, von der man im Süden keinen Begriff hat. Eine einzige Residenz außer Rußland zeigt oder zeigte vielmehr Aehnliches, nämlich Wien, doch ist dort diese Tugend seit mehreren Jahren bedeutend in Verfall gekommen. In Petersburg, auffallender aber noch in Moskau, wo noch ganz die ächte, altrussische Sitte herrscht, hat sich diese Gastfreundschaft in ihrer ganzen Reinheit erhalten. Rußland ist ein Land, das dem Reisenden nicht so im Wege liegt, wie die deutschen, und deren südliche und westliche Nachbarländer. Es will, so auch seine Residenzen, gesucht seyn, daher auch der

im Verhältniß mit andern großen Städten kleinere Wechsel der Fremden, die man aber auch, eben weil ihr Kommen seltner ist, desto freudiger aufnimmt. Ein einziges Empfehlungsschreiben reicht für den gebildeten Fremden hin, in kurzer Zeit in so viel Häusern eingeführt zu seyn, daß er mit denselben leicht alle Tage der Woche ausfüllen kann. Besitzt er außer der gesellschaftlichen Bildung vielleicht auch noch ein Talent, spielt er das Pianoforte, singt er oder ist er guter Tänzer, so kann er gewiß seyn, daß man sich seines Erscheinens herzlich freut und daß man alles aufbieten wird, um ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Besuche, die man in Petersburg abstattet, sind nicht die in Deutschland üblichen, wo man zur bestimmten Visiten-Stunde auf einige Minuten erscheint, um sich mit ceremoniösen Redensarten nach dem Befinden der Gnädigsten u. s. w. zu erkundigen. Hier hat der Fremde zu gewärtigen, daß ihm der Herr oder die Dame des Hauses sagt: „an den und den Tagen in der Woche sehe ich meine Freunde bei mir zu Tische; wenn es Ihre Zeit erlaubt, hoffe ich, daß auch Sie nicht fehlen werden." — Auf eine solche Einladung, die ein für alle Mal gilt, kann man, ohne, wie man es in Deutschland nennen würde, sich des Schmarotzens schuldig zu machen, in den Häusern, wo man aufgeführt ist, sich zur Mittagsstunde einfinden, gewöhnlich um 4 Uhr. Einige Converte mehr sind stets bereit, und die Verlegenheit einer Berliner Hausfrau, wenn etwa zufällig um die Zeit, wo die Suppe erscheinen sollte, ein Bekannter erscheint,

wird man bei der Dame eines Petersburger Hauses schwerlich gewahr werden. Hier ist auch noch zu bemerken, daß in russischen Häusern das sogenannte „Schälchen“, das man vor Tische genießt, hinlänglich ein deutsches Mittagessen ersetzen könnte. Im strengen Sinne des Worts ist dieses „Schälchen“ ein Glas Liqueur, um den Appetit zu reizen, im uneigentlichen Sinne ist es aber ein neben der Haupttafel besonders gedeckter Tisch, auf dem sich allerlei pikante Sachen, als z. B. Kaviar, Austern, Salami, geräucherter Lachs u. dgl. m. befinden, Sachen, mit welchen man nicht nur den Appetit reizen, sondern auch allenfalls befriedigen könnte. An diesem Tische speist man ein Viertelstündchen stehenden Fußes, und bereitet sich dadurch auf das gesetzte, mehrere Stunden dauernde Dinér vor. Ist dieß geendet, so steht es dem Gaste frei, fortzugehen, um vielleicht im Theater, oder in einem andern bekannten Hause den Abend zuzubringen, oder er bleibt auch, wo er ist, trinkt den in jedem russischen Hause unerläßlichen Thee mit der Familie und den andern Freunden des Hauses, die sich am Abend etwa einfinden, kann sich mit Kartenspiel oder Musik (beides wird ungern vermißt) amüsiren, und wird dann um 11 oder um 12 Uhr in der Nacht freundlich genöthigt, im Speisezimmer noch eine Kleinigkeit zu sich zu nehmen, obgleich der neuerdings mit kalten und warmen Speisen und Flaschenbatterieen beladene Tisch dem Fremden gerade als keine Kleinigkeit erscheint. Zu der Masse von Speisen gesellt sich auch die für den Ausländer unge-

gewohnte Erscheinung der Menge Diener in den Häusern höherer Stände, so daß gewöhnlich hinter jedem Stuhl an der Tafel ein solch dienstbarer Geist postirt ist. Was übrigens das oben erwähnte Kartenspiel betrifft, so wäre dabei jedem Fremden, dem es nicht gleich ist, ob er an einem Abende mit einigen hundert Rubeln mehr oder weniger die Gesellschaft verläßt, zu rathen, in Rußland diesem sehr kostspieligen Vergnügen lieber zu entsagen. In einer Soiree bei dem ö——schen General-Consul v. K., wo ich, als Nicht-Tänzer, mich mit drei Herren zum Whiste niedersetzte, war ich etwas stark frappirt, als ich erfuhr, daß man den Point zu 25 Rubeln Banknoten (etwa 12 Gulden rhein.) spielte; zu meiner Freude kam ich dabei noch so ziemlich gnädig fort.

In Moskau kommt man dem Fremden noch herzlicher entgegen. Selten dürfte es vorkommen, daß man dort dem mit einem Empfehlungsbriefe Versehenen nicht auch ein Logis in seinem Hause anbietet. Es würde beleidigend seyn, ein solches Anerbieten auszuschlagen. Daher kommt es auch wohl, daß es in beiden Hauptstädten, namentlich aber in Moskau, so wenig gute Gasthöfe giebt, eben weil durch die Gastfreundschaft die Gastwirthe nach kurzer Zeit zu Grunde gehen müssen.

5.

Neujahrs = Dinér. — Maskerade in den Sälen des Winterpalais am Neujahrstage.

Essen auf dem Papiere ist eine geschmacklose Kost, und dennoch können wir in der Charakter=Skizze eines Landes oder einer Stadt dieses nährende Princip nicht umgehen, besonders wenn wir uns an die Umrisse eines St. Petersburger Neujahrstages wagen wollen. — Das Dinér beim Baron C. an diesem Tage gab ein Beispiel, wie weit die Kunstgärtnerei hier unter dem 60. Grad nördlicher Breite gediehen ist. Während draußen die Krähen ihr Gefieder aufschüttelten, um sich so besser gegen die grimmige Kälte zu schützen, waltete in den mit Blumen überladenen Zimmern der Frühling und die Tafel prangte mit den Fruchtgaben des Sommers und Herbstes. Da lachten die saftigen Kirschen und Erdbeeren dem überraschten Auge entgegen. Freilich kauft hier davon in dieser Jahreszeit der Schulknabe für ein paar Kreuzer nicht die Taschen voll, denn der Gärtner erhält für ein Pfund dieser Früchte 10 bis 15 Papierrubel. Junge grüne Erbsen, Bohnen oder gelbe Möhren werden, ist der Gaumen um Neujahr darauf lüstern, mit 20 bis 25 Rubeln das Pfund bezahlt, und Spargel, Blumenkohl und frische Gurken sind freilich auch gerade für kein Spottgeld zu bekommen, und da mag die Rechnung für ein solches Dinér, für etwa 50 Personen, wohl noch ein Conto des berühmten Herrn

Jagor in Berlin übersteigen. Das kümmert den Russen aus höherm Stande aber wenig; er bezahlt gern, wenn er seine Wünsche nur befriedigen kann, und sieht er, daß es seinen Gästen mundet, so ist er für seine bedeutenden Kosten schon hinlänglich belohnt. Was das Trinken betrifft, so wird der Fremde auch in diesem Artikel befriedigt werden. Am wenigsten trinkt man Rheinwein, man liebt mehr die französischen Weine, Bordeaux- und Burgunder-Gewächse. Der Verbrauch des Champagners ist in Rußland, besonders in den Hauptstädten, so bedeutend, daß der ächte, in der Champagne gewonnene Wein, fast nicht hinreichen soll, um die russischen Anforderungen allein zu befriedigen. Auf die Art dürfte, bewußtlosen Zustandes, hier auch wohl viel Grüneberger und Würtemberger Mousseux consumirt werden.

Es war übrigens acht Uhr geworden, als man sich vom Neujahrsdinér erhob, und es nun für die passendste Zeit hielt, noch ein Stündchen die an diesem Tage alljährlich wiederkehrende Maskerade in den Sälen des Winterpalais' und der damit verbundenen Eremitage zu besuchen. Dieses originelle, in seiner Art vielleicht einzige Fest genügend beschreiben zu wollen, würde den Raum dieser Blätter übersteigen. Wir begnügen uns auch hier nur, zu skizziren. Durch unendlich lange Corridore gelangen wir zwischen reichgallonirter Kaiserlicher Dienerschaft hindurch endlich in den ersten Saal, wo um ein großes Büffet, dem für heute die Schatzkammer ihre gewichtigen Gold- und Silber-Krüge und Becher, größtentheils in der

Form vergangener Jahrhunderte, geliehen hat, die Menge sich drängt, um sich an Wein, Meth und Gebackenem auf Kaiserliche Kosten zu erquicken. — Durch das Gewühl erreichten wir mit vieler Noth den Georgen=Saal, aus dem uns von tausend Wachskerzen ein tageheller Glanz entgegenströmt, und athmeten hier etwas freier. Es klingt fast unglaublich, wenn man versichert, daß zu dieser Maskerade wohl über 30,000 Billette vertheilt werden; ich kann es durch das meinige, das ich bis jetzt noch aufbewahrt habe und das die Nummer 29,754 führt, schwarz auf weiß, oder vielmehr roth auf weiß, denn so sind sie gedruckt, beweisen. Doch glaube man nicht, daß hier nur den höhern Ständen der Zutritt offen steht; Niemand ist ausgeschlossen, denn wir begegnen hier dem Senator in seiner mit Goldstickerei beladenen Uniform und dort den Iswoschtschik, der uns vielleicht vor einer Stunde auf seinem kleinen Schlitten durch die Stadt kutschirte; hier der Fürstin, dort der Frau eines bärtigen russischen Kaufmanns in ihrer Nationaltracht, Ohren und Hals mit Juwelen und Perlen bedeckt; hier einem schlanken Tscherkessen in seiner asiatischen Gebirgstracht, einem schlafröckigen Bucharen oder einem ernsten Türken, dort einem leichtfüßigen Griechen mit der ausdrucksvollen Gaunerphysiognomie, auch wohl einem kaum vier Fuß hohen Samojeden mit kolossalem Hirnschädel. Kosaken, Georgier, Armenier, Alles drängt sich hier durch einander; es ist ein Gewühl von Volkstrachten, wie vielleicht auf keiner andern Maskerade der Welt. Aecht und treu sind die Co=

stüme gewiß, da wir hier keine Masken sehen, sondern Dutzende von östlichen und südlichen Ländern ihre Bewohner als wirkliche Repräsentanten gesandt haben. Den civilisirten Herren, sofern wir darunter die Befrackten verstehen, ist die Bedingung vorgeschrieben, in einem kleinen schwarzen Venetianermantel zu erscheinen, wozu gewöhnlich eine seidene Schürze von der gefälligen Hausfrau gespendet wird, die man aus dem Gedränge größtentheils sehr derangirt, etwa wie eine Fahne aus heißem Schlachtgewühl, nach Hause bringt.

Noch war der Hof nicht erschienen, und wir durften also noch den zum Speisesaal eingerichteten Theatersaal der Eremitage näher in Augenschein nehmen, ehe die Höchsten Herrschaften sich dort zum Souper einfanden. Alle Wände und Säulen sind mit Glasröhren und geschliffenen Glasstücken bedeckt, hinter denen Tausende von Lampen durch jene durchsichtigen Wände ein in allen Regenbogen-Farben funkelndes Brillantlicht durchstrahlen. Von Silberzindel täuschend nachgeahmt rauschen Wasserfälle herab und Springbrunnen sprudeln empor. Der Natur abgelauschte Malereien machen den Beschauer glauben, daß er aus diesem Feensaal in herrliche Landschaften hinausblickt. Lebendige Blumenbüsche hauchen aromatische Düfte aus und versteckte Musikchöre senden verlockende Klänge aus den Gebüschen hervor. Es ist ein wahrhaft wunderbarer Anblick, der das, was etwa arabische Mährchen uns von Zauberpalästen erzählen, hier in der Wirklichkeit uns vor den Blick treten läßt. Für mehr als 10,000 Rubel (so viel kostet alljährlich diese De=

coration) läßt sich denn freilich schon manches Entzückende hervorzaubern. — Zwei prachtvoll geschmückte Tafeln, jede von 200 Gedecken, bedeckt mit Gold und Silber, Blumen und seltenen Früchten stehen bereit, um später den Hof zu bewirthen. Zwölf türkisch reich gekleidete, zur Kaiserlichen Dienerschaft gehörige Neger, die an der Thüre des Krystallsaales auf die Erscheinung des Herrschers warten, vollenden das Zauberhafte des ungewöhnlichen Gemäldes.

Andern Neugierigen Platz machend, begaben wir uns wieder in die andern Säle zurück, wo das Gewühl indeß noch dichter geworden war. Da tönt durch die Menschenwogen ein Flüstern, die Blicke wenden sich nach den Flügelthüren, aus allen Sälen tönt von den Musikchören eine rauschende Polonaise herab. Die Menge, die bisher so gedrängt stand, als ob kaum dazwischen nur ein Apfel zur Erde fallen könnte, zieht sich auf unbegreifliche Weise noch mehr zusammen und öffnet eine breite Gasse. Es naht der Hof. Voran der Kaiser, die Kaiserin führend. Der Monarch in der reichen goldgestickten Scharlach-Uniform der Chevalier-Garde, deren Chef die Kaiserin ist; diese in russischer Nationaltracht, im himmelblauen, sammetnen, mit Gold besetzten Sarasan, aus dem die weißen, weiten Aermel hervorquellen. Auf dem Haupte die rothsammetne nationelle Haube, Kakosch genannt, unter der die langen Haarflechten weit auf den Rücken herabhängen; der blendend weiße Nacken mit großen, ächten Perlen umgeben, die Haube in Brillanten schimmernd, die sich

um das Haupt zur Krone winden. Ein herrliches, majestätisches Paar. — Nun folgt der Thronfolger, eben so wie sein Vater in der rothen, enganschließenden Uniform, die seine schlanke, hohe Jünglingsgestalt noch vortheilhafter hervorhebt; er führt seine Tante, die junge, schöne Gemahlin des Großfürsten Michael. — Dann erscheint der Großfürst Michael selbst, in der dunkelgrünen, mit schwarzem Sammet und silberner Stickerei besetzten Generals-Uniform der Artillerie; an seiner Hand eine höhere, zum Hofe gehörende Dame. Hierauf die beiden jugendlichen und doch männlichen Gestalten der Herzöge Alexander und Ernst von Würtemberg, Generale im russischen Heere, dem Kaiser nah verwandt. In dem schönen Kranz der erhabenen Frauen vermissen wir diesmal eine der anmuthigsten Blumen, die Prinzessin Marie, die Tochter des mit dem Kaiserhofe verwandten Herzogs Alexander von Würtemberg. Sie, einst eine Zierde des glanzvollen nordischen Hofes, war kurz vor jenem Feste nach Deutschland zurückgekehrt, wo sie jetzt als regierende Herzogin von Sachsen-Coburg-Gotha sich die Verehrung und Liebe Aller erworben, denen es erlaubt ist, in ihrer Nähe weilen zu dürfen.

Dem Kaiser und den Großfürsten folgen nun die in überreiche Uniformen gekleideten, besternten Hofchargen und höheren Generale; die Damen insgesammt in russischer Nationaltracht. So schreitet der Zug in der Polonaise durch alle Säle, von nicht befohlenem ungeheucheltem Jubelruf der Menge begrüßt.

Kaum kann sich der Blick von dem schönen Herrscherpaare losreißen. Der Kaiser und die Kaiserin wenden sich im freundlichen Gespräche bald zu diesem, bald zu jenem aus der Menge. Wer von dem Monarchen angeredet wird, ist über seine freundliche Huld entzückt. Es ist nicht jene gezwungene Herablassung, sondern eine herzliche Zuneigung zu den Seinen, wie die eines Vaters zu seinen Kindern, die sich in jedem Worte des Kaisers ausspricht. Ein alter Russe mit langem Barte, seinem Aeußeren nach ein Kaufmann niederer Klasse, mit dem ich im Gedränge zusammentraf, wendet sich zu mir, dem ihm gänzlich Unbekannten. „Hast Du gesehen, Herr!" fragte er mich mit freudeglänzendem Gesichte, „wie unser Vater (der Kaiser nämlich) mit mir gesprochen hat? Und auf die Achsel hat er mich geklopft; ja, hier auf diese Achsel!" Und so erzählt er es einem Zweiten und Dritten, und trifft endlich wieder mit einem Andern zusammen, mit dem auch „unser Vater" sich freundlich unterhalten. So finden sich dann immer mehrere zusammen und endlich durchrauscht ein allgemeiner Jubel den Saal.

Auf dem Papiere mag das Alles viel weniger ansprechen, wer aber dergleichen Scenen in der Wirklichkeit mitmacht und dabei kalt bleibt, muß ein kaltes Herz im Busen tragen. Ich glaube beinahe, daß man einen Revolutionair bekehren könnte, wenn man ihn in die Nähe eines solchen Monarchen bringen würde. Ein Anderer, der in seinem Herzen Liebe und Ehrfurcht zu guten Herrschern wozu wahrlich Nico=

laus von Rußland gehört, bewahrt hat, muß in diesem Gefühl nur noch bestärkt werden.

Als der Hof sich in den Speisesaal begab, suchten wir, ermüdet von Allem, was wir hier gesehen, durch das Gedränge den Ausgang zu gewinnen. Aus den Sälen, wo die Hitze eines Schwitzbades von vierzig Graden herrschte, traten wir auf den von der eiskalten Neujahrs-Zugluft durchwehten Corridor, wo uns vielleicht, wie es schon öfter vorgekommen, der Tod mit seinem eisigen Grabeshauche hätte anwehen können. Glücklicherweise trafen wir bald unsre wartenden Bedienten mit den Pelzen und in wenigen Minuten führten uns schnelle Schlitten in den gastlichen warmen Salon unseres Wirthes vom heutigen Dinér in der Garochowoia Ulitza (Erbsen-Straße), wo ein warmer Punsch und die lebhafte Unterhaltung einer glänzenden Gesellschaft bald jeden Frost aus uns verbannten.

6.

Fest der Wasserweihe am $\frac{6}{18}$ Januar auf der Eisdecke der Newa. — Russische Bäder.

Die Newa war mit einer drei Fuß dicken Eisdecke belegt, also stark genug, allenfalls als Grundlage für ein Gebäude von nicht zu schwerem Gewicht zu dienen. Hinter dem Winterpalais, einige Schritte vom Ufer, sah ich bei meinen Promenaden schon seit mehreren Tagen auf der Eisdecke des Flusses, russi-

sche Zimmerleute beschäftigt, einen leichten Pavillon auf hohen Pfählen zu errichten. Am 6., nach unserm deutschen Styl also am 18. Januar, früh um 10 Uhr, fand ich die Gegend mit einer Menschenmenge bedeckt. Der runde, auf Säulen, die durch grünes Holzgitterwerk verbunden waren, ruhende Pavillon war vollendet. Vom Ufer führte eine Brücke hinein. Vier offene Thüren ließen im Innern des kleinen Tempels einen Altar sehen, und eine Treppe, die hinunter zu einem in dem Eise bis auf die Wasserfläche geöffneten Loche führte. Oben an der runden, mit einem Kreuze geschmückten Kuppel waren über den Thüren vier geistliche Gemälde angebracht, wovon das eine, nach dem Ufer gerichtete, die Taufe des Heilandes durch Johannes darstellte. Der gemeine Mann nennt diesen kleinen Tempel, in welchem die Ceremonie der Wasserweihe vorgenommen wird, den „Jordan." Auf dem großen Pallastplatze, am Quai und auf der Newa ist die beinahe 50,000 Mann starke Garde, sowohl die in Petersburg, als in der Umgegend garnisonirende, aufgestellt. Ueberall drängt sich eine unermeßliche Menschenmenge heran. Während dessen liest der Metropolit in der Kapelle des Winterpallastes die Messe in Gegenwart der ganzen Kaiserlichen Familie und des Hofes. Gegen Mittag öffnet sich die Pforte des Schlosses, von der bis zum Tempel auf dem Eise ein mit rothem Tuch bedeckter Brettergang führt, und nun erscheint die Prozession. Voran mit dem Metropoliten die ganze Geistlichkeit, vielleicht mehrere Hundert an der Zahl, in seidenen und sammt-

nen, reich mit Edelsteinen und Perlen besetzten Ornaten. Wir erblicken darunter wahre Apostelköpfe mit langen, bis auf die Schultern wallenden Locken und vollen Bärten. Kreuze, Fahnen, Heiligenbilder und kostbare Kirchengefäße werden von den Geistlichen getragen, deren Zug auf beiden Seiten von reichgekleideter, Fackeln tragender Dienerschaft umgeben ist. Dann folgen Unteroffiziere, herkulische Gestalten, die Brust mit Orden decorirt, mit den Fahnen aller Garderegimenter. Hierauf erscheint das hundert Personen starke Männer- und Knaben-Chor der Kirchensänger in rother Uniform, geistliche Hymnen ohne Instrumentalbegleitung singend. Nun folgen Kerzen tragende Pagen, und hinter ihnen der Kaiser in reicher Uniform; ist die Kälte nicht groß, auch die ganze kaiserliche Familie; im entgegengesetzten Falle zeigt sich die Kaiserin mit ihren Damen aaf einem Glas-Altane des Schlosses. Den Zug beschließen sämmtliche Hofchargen, die Adjutanten des Kaisers und die Generalität. Der Kaiser begiebt sich in den Newa-Pavillon, wo die Hofsänger das Tedeum anstimmen und der Metropolit dadurch das Wasser weiht, daß er ein silbernes Kreuz in die Wogen gleiten läßt. Nun werden mit dem geweihten Wasser die Regiments-Fahnen besprengt und während diese Ceremonie beginnt, donnern die Kanonen von den Festungswällen ihren kriegerischen Gruß über die Newa herüber. Sämmtliche Regimenter defiliren am Pavillon vorbei und empfangen ihre geweihten Fahnen zurück. Dann ist die Ceremonie geschlossen und der ganze Zug geht wieder

nach dem Palais. Das Ganze gewährt einen imposanten Anblick, besonders wenn man als Zuschauer, in einem dicken Pelz gehüllt, die Sache ansieht. Wie der Kaiser im knappen Uniform-Frack und eben so seine Umgebung, alle größtentheils mit unbedecktem Haupte, bei einer Kälte von 25 Graden, dabei eine halbe Stunde ausdauern kann, ist nur dem erklärlich, der die felsenfeste Gesundheit der Russen kennt. — Daß, sobald der Zug sich entfernt hat, manche strenggläubige Väter und Mütter ihre nackten Kinder in das kalte Element tauchen, um sie durch das geheiligte Wasser zu kräftigen, ist kalte, nackte Wahrheit im strengsten Sinne des Worts.

Ein Bad am heutigen Tage mußte in Folge der dem Wasser mitgetheilten Heiligkeit ein frommer Wunsch seyn, der sich auch leicht befriedigen ließ. Ein Schlitten brachte mich gegen Abend nach dem Thalschen Hause an der blauen Brücke, in dessen weitläuftigen Gebäuden sich eine der größten dieser angenehmen, nur Rußland eigenthümlichen Reinigungs-Anstalten befindet. Wenn der Preis in den großen gemeinschaftlichen Badesälen auch nur 10 Kopecken (also kaum 3 Kreuzer) beträgt, so ist die Einnahme im Jahre doch höchst bedeutend. Man wird sich dieß erklären, wenn man in Rußland sich von diesem, selbst für den gemeinsten Mann unentbehrlichen Genuß überzeugt hat. Der ärmste Russe würde lieber hungern, ehe er sich diese Annehmlichkeit, wenigstens einmal in der Woche, versagte. Schaarenweise sieht man an den Sonnabenden Nachmittag, Männer, Weiber und Kin-

der, in der einen Hand einen dicken Birkenbusch, in der andern ein Päckchen mit reiner Wäsche, nach den Badstuben wallfahren. Man stelle sich aber kein Plätschern in Wasserwannen vor; ein russisches Bad ist anderer Art, ähnlich einem türkischen. In einem großen, gewöhnlich aus Holz erbautem Saale, da die Mauerwände durch die Feuchtigkeit zu sehr leiden würden, befindet sich ein gewaltiger Ofen, der bis zum Glühen erhitzt und dann von Zeit zu Zeit mit heißem Wasser begossen wird. In diesen sich daraus entwickelten Wasserdämpfen wird der Körper gebadet. Rund um den Saal laufen terrassenförmig breite Bänke; je höher man auf diese nach der Decke zu steigt, um so gewaltiger tritt der Schweiß aus allen Poren hervor. Dann bereibt man den ganzen Körper mit Seife und läßt sich sanft mit dem Birkenlaube peitschen, was auf der Haut eine sehr angenehme Empfindung hervorbringt, die sich allmählig durch den ganzen Körper fortpflanzt. Tritt man zum Erstenmale in einen solchen Saal, so glaubt man in der Hitze ersticken zu müssen; rasch gewöhnt sich aber der Körper an diese Temperatur, und bald findet man, während der Körper sich im stärksten Schweiße befindet, daß das Uebergießen eines Eimers voll kalten Wassers eine angenehme Empfindung hervorbringt. Auf den Dörfern, wo die Badhäuser (und jedes, auch das kleinste Dorf hat wenigstens eins) gewöhnlich an einem Teiche oder Flusse angelegt sind, springt der von der Hitze wie ein Krebs roth gesottene Russe, nackt in ein auf dem Eis des Flusses aufgehauenes Loch,

kehrt dann wieder in seinen Schwitzsaal zurück und ist dabei gesund wie ein Fisch, dem bekanntlich auch die Flußkälte im Winter nichts anzuhaben pflegt. — Für Vornehmere finden sich in den Badeanstalten eigene abgesonderte Zimmer zum Baden, dann Kabinette, auf dessen Sophas man nach dem, anfangs ermattenden, Bade ein Stündchen ruhen, einige Erfrischungen zur Stillung des rege gewordenen Appetits zu sich nehmen, und allenfalls zur Unterhaltung auch weibliche Gesellschaft haben kann. Ein paar Stunden nach der feuchten Begebenheit fühlt man sich wie neugeboren und seinen Körper mit neuer Elasticität versehen. Gegen Rheumatismus, Schnupfen, Halsweh und dergl. Erkältungsübel giebt es kein wirksameres Mittel, als ein russisches Bad, doch muß man auf dem Nachhause-Weg sich durch doppelte Pelze wohl gegen die Luft zu schützen suchen. Man sieht Abends oft tiefverhüllte Gestalten diese Badhäuser verlassen und oft steckt in der vogelscheuchenden Hülle ein zarter Schmetterling, der sich zu einem Ball des folgenden Abends die geschwundene Schwung- und Sprungkraft dort wieder angeschwitzt hat. — Vor ungefähr zehn Jahren badeten in den großen gemeinschaftlichen Sälen beide Geschlechter **in puris naturalibus** zusammen. Obgleich nie ein Fall bekannt geworden, — denn freche Fremde würden von den Russen selbst wohl handgreiflich zur Ruhe gewiesen worden seyn, — daß dort Unsittlichkeiten vorgefallen, wenn die Sache nicht selbst als Unsittlichkeit betrachtet wurde, so hat die Polizei dennoch diese paradiesi-

sche Gemeinschaft jetzt untersagt. Auf dem Lande dauert sie an einigen Orten noch fort.

7.

Die Kaiserlichen Hof-Kirchen-Sänger.

An jedem Sonnabend Mittags von 12 bis 1 Uhr produciren sich die kaiserlichen Hofsänger in ihrem Gebäude am Moika-Kanal, das mit seinem großen Vorhof und den bedeutenden Seitengebäuden einen Pallast ausmacht, den ich z. B. von Herzen gern dem liebenswürdigen, jungen König Otto von Griechenland wünschen möchte, dessen sogenanntes Palais in Nauplia mit einer Fronte von fünf Fenstern füglich in dieses hineingeschoben werden könnte. Zu diesen obenerwähnten Productionen erhält man leicht von dem Direktor der Sänger Eintrittskarten, und findet an den benannten Tagen dort stets eine ausgesuchte Gesellschaft. — Wir widerholen hier das Urtheil der Catalani, die einst als Königin im Reich der Töne herrschte, und nach Anhörung eines Chors dieser Hofsänger mit thränendem Auge ausrief: „Mein Gesang ist nur von dieser Welt, doch der, den ich eben gehört, ist ein Chor der Engel aus höhern Sphären!" — Ein eignes Gefühl durchschauert den Hörer, wenn, ohne Begleitung eines Instruments, der hundertstimmige Chor, nur aus Männern und Knaben bestehend, vom leisesten Piano zum mächtigsten Forte in langgehaltenen Tönen emporschwillt, und allmählich wie-

der, wie in weiter Ferne versäuselt. Ich hörte unter andern ein sechsstimmiges Crucifixus von Lotti, und kann den Eindruck, den dieser Gesang, nicht nur auf mich, sondern auf alle Anwesende machte, nicht beschreiben. Man würde mich vielleicht der Uebertreibung beschuldigen, wenn ich mich für die Schilderung des Außerordentlichen, außergewöhnlicher Ausdrücke bediente, und ich weise daher nur auf die oben angeführten Worte der großen Sängerin hin, die mir hier als ein passendes Urtheil erscheinen. Was bei andern Chören oft so unangenehm auffällt, nämlich das Vordrängen einzelner Stimmen, ist hier eine ungekannte Sache. Alle Sänger sind im Besitz ausgezeichneter Stimmen, da die Auswahl derselben (die meisten sind dem Bauernstande entnommen) mit größter Sorgfalt geschieht.

Diese Sängerschule, die schon unter Wladimir dem Großen, also zwischen den Jahren 980 und 1015 unserer Zeitrechnung, aus griechischen Sängern gebildet seyn soll, wird vom Staate unterhalten, der für die Ausbildung der jüngeren Mitglieder in allen Lehrgegenständen, also nicht nur in der Musik sorgt, so daß, wenn vielleicht der Knabe beim Uebertritt in das Jünglingsalter seine Stimme verliert, er eine hinlängliche wissenschaftliche Grundbildung erhalten hat, um in der Folge in irgend einer andern Sphäre dem Staate nützlich seyn zu können, was ihm dann auch vom Kaiser erleichtert wird. Die ältern Mitglieder erhalten Gage, Wohnung und Tisch in dem Gebäude, und dürfen auch heirathen. Sie avançiren auch wie

die andern Beamten nach den hier in Rußland üblichen Rangklassen, und sind, was die Pensionirung ihrer Wittwen und Waisen betrifft, jenen gleich gestellt. — Bedeutenderen russischen Gesandtschaften im Auslande wird aus dieser Schule ein kleiner Chor, gewöhnlich aus acht Sängern bestehend, zur Vervollständigung der kirchlichen Ceremonieen mitgegeben. Ein solcher Chor befindet sich z. B. bei der russischen Gesandtschaftskapelle in Griechenland, wo ich ihn an den Festtagen oft hörte. Bei besonders großen Kirchenfesten, wie an Ostern im Jahr 1834, verstärkten die gesangskundigen Offiziere der bei Nauplia stationirten Kaiserlich Russischen Kriegsschiffe den Chor. Aehnliche Sängerchöre befinden sich auch bei allen russischen Regimentern, die aus Soldaten und Soldatenknaben bestehen, und bei dem militairischen Gottesdienste functioniren müssen.

8.

Das Kaiserliche Findelhaus.

Der Graf Michael Wielhorski, eine der höchsten Hofchargen bekleidend, ist als ein ausgezeichneter Kenner und Verehrer der deutschen Literatur, so wie als trefflicher Violoncell-Virtuose und geschmackvoller Componist in Petersburg bekannt. Ein Geschäft führte mich eines Morgens zu ihm, wo ich ihn umgeben von Büchern, Instrumenten, Notenpapier, mit der Musterung eines „Wiegen-Modells“ an-

traf. Ganz eifrig erklärte er mir die an und für sich einfache Maschinerie, durch welche man mit einer Hand zwei dieser Jugendschlafstätten in Bewegung setzen konnte. Als ich verwundert mich erkundigte, für wen die Wiegen bestimmt seyen, erfuhr ich, daß der Graf außer seinen andern Chargen und Aemtern, auch noch Direktor des großen Kaiserlichen Findelhauses sey, und daß für dieses die neuen Wiegen bestimmt wären. Gern nahm ich die freundliche Einladung des liebenswürdigen Direktors an, diese großartige Anstalt zu besuchen, dessen Gebäude am Moika-Kanal einen nicht kleinen Stadttheil ausmachen. Die Anstalt wurde unter Peter dem Großen gegründet, von seiner großen Nachfolgerin Katharina II. bedeutend erweitert, und seit dieser Zeit haben die Monarchen Rußlands alles gethan, um ihr die größtmöglichste Vervollkommnung zu geben. — Ein hohes eisernes Gitter trennt den ersten großen Hof vom Kai der Moika, und hier befindet sich die von einem Offizier befehligte Militairwache, zur Aufrechterhaltung der Ordnung in einem Gebäude, dessen Bewohnerzahl leicht mit der einer kleinen Stadt in die Schranken treten kann. Dann wohnt hier der Portier, dem es obliegt, die Kinder, die hierher gebracht werden, abzunehmen und sie unter der laufenden Nummer in das Register einzutragen. Will die Ueberbringerin Rede stehen, so hat sie nur zu beantworten, ob das Kind schon getauft ist, wenn nicht, welchen Namen sie ihm zu geben wünscht. Doch ist es hier Bedingung, daß alle Findlinge in der herrschenden Landesreligion, nämlich der

Griechischen erzogen werden. Die Ueberbringerin erhält ein Zettelchen mit der Nummer, unter welcher das Kind in das Buch eingetragen und wie ein gleiches ihm um den Hals gehängt wird, damit die Mutter später vielleicht das Kind erkenne, wenn sie es wieder zu sich nehmen will, was ihr aber nur mit ausdrücklicher Bewilligung der Kaiserin, als Protectrice der Anstalt, gestattet wird, wenn sie die Mittel zur Unterhaltung des Kindes nachweisen kann.

Auch Schwangern ist es erlaubt, hierher zu kommen, ihre Niederkunft zu halten, und wenn sie sich stark genug fühlen, das Haus wieder zu verlassen. Nie wird aber nach ihrem Namen gefragt. Im ersten Augenblick sollte man glauben, daß eine an und für sich so wohlthätige Einrichtung dennoch verderblich auf die Moralität einwirken müßte, allein das Resultat der unehelichen Geburten ist in Petersburg verhältnißmäßig kleiner, als in jeder andern Hauptstadt. Wir erinnern nur an eine süddeutsche Residenz, wo die Zahl der unehelichen Geburten im Jahr 1834 zwei Drittel betrug. Man rechnet, daß in dem petersburger Findelhause jährlich 3000 Kinder aufgenommen werden.

Sind die ungefähr vierzehn Tage alten Kinder kräftig genug, daß sie der sorgfältigsten Pflege und ununterbrochenen Aufsicht im Institute entbehren können, so werden sie zu Ammen auf's Land gegeben. In ihrem vierten Jahre kommen sie in die Elementarschule nach dem Lustschlosse Gatschina, und hier beobachtet man ihre Geistesfähigkeiten, ob man sie spä-

ter für den Handwerker=, Künstler= oder Gelehrten=stand auszubilden hat. Zu diesem Ende kommen sie wieder in das Findelhaus zurück, wo treffliche Lehrer in allen Wissenschaften den für eine gelehrte Laufbahn bestimmten Zöglingen Unterricht ertheilen und sie zur Universität vorbereiten. Die Andern giebt man gewöhnlich in ihrem zwölften Jahre zu Handwerkern oder Künstlern in die Lehre. Nach gleichen Grundsätzen wird bei der Erziehung der Mädchen verfahren, und diese nach ihren Fähigkeiten entweder zu Lehrerinnen und Erzieherinnen gebildet, oder zur Beschäftigung mechanischer Arbeiten vorbereitet.

Die Sorgfalt und Reinlichkeit, die sich in der ganzen Anstalt offenbart, ist höchst lobenswerth. So sind jetzt die Wiegen der Säuglinge von geflochtenem Eisendraht, da im Holze sich sonst wohl leicht Insekten einnisten könnten. Es mag hart genug seyn, in der Welt ohne Eltern und Angehörige allein dazustehen, dennoch ist das Loos dieser armen Waisen nicht das traurigste, da der Kaiser bei ihnen Vaterstelle vertritt, und die Monarchin ihnen sorgsame Mutter ist, wie sie das bei ihren häufigen Besuchen beweist. Man hegt in dem vielverschrieenen „Barbarenlande," für diese Waisen sogar die Sorgfalt, daß man für die von einer Krankheit Genesenen, einen anmuthigen Landsitz bestimmt hat, wo sie sich in freier Luft vollends erholen und die gesunkenen Kräfte wieder herstellen können.

9.

Der Russe und seine Eigenschaften. – Die Iswoschtschik's und die Wanka's. — Die Kutscher und Postillone. — Der russiche Kaufmann in Gostinoi-Dwor (Kaufhof). – Die religiöse Secte der Selbstverstümmler. — Musik, Gesang und Tanz des russischen Volks.

Es hat mir während meines Aufenthalts in Rußland viel Vergnügen gemacht, den gemeinen Mann in seiner nationellen Eigenthümlichkeit zu beobachten. — Was dem Fremden gleich auffällt, ist die Geschicklichkeit und Gelehrigkeit des Russen. Es ist z. B. bekannt, daß die Musikchöre bei den Regimentern aus Bauernburschen gebildet werden, die früher vielleicht das Instrument noch nie gesehen hatten, auf dem sie es in kurzer Zeit zu großer Vollkommenheit bringen. Der Musikmeister befiehlt dem Rekruten: „Du wirst das Instrument blasen!" und der Russe bläst es. Das merkwürdigste Beispiel von dieser musikalischen Gelehrsamkeit ist wohl die russische Hornmusik, die, wenn wir nicht irren, sich jetzt auf einer Kunstreise in England befindet und aus etwa 30 Personen besteht. Die Größe der Hörner steigt von einigen Zollen bis zu einigen Fuß und jeder Musiker bläst auf seinem Horn nur Einen Ton. Dennoch werden auf diese Art große Musikstücke aufgeführt und mit einer Präcision, die bei der Schwierigkeit des Pausirens der einzelnen Hörner ans Unglaubliche grenzt. Wohl mag dabei die dem Volke schon angeborne Anlage zu Musik und Gesang einwirken, denn Gesang ist des

Russen unzertrennlicher Begleiter. Er mag sich beschäftigen, womit er will, er singt, und größtentheils Liedchen, die sich in Molltönen langsam fortbewegen.

Diese Gelehrigkeit und Geschicklichkeit zeigt sich aber auch in jeder andern Hinsicht. Einer meiner Bekannten hatte mehrere seiner ihm zugehörigen Bauernbursche in Petersburg an verschiedene Handwerker und Künstler in die Lehre gegeben. Von einem derselben, der sich ungefähr drei Jahre bei einem Maler befand, ließ er seinen Salon malen, in welchem ein Deckengemälde so vortrefflich gerieth, daß Kenner darüber staunten. — Mit wie viel Handwerkszeug begiebt sich ein deutscher Zimmermann zur Arbeit? Der russische hat in seinem Kuschack (Gürtel) weiter nichts als ein haarscharfes Beil stecken und mit diesem macht er alles, sogar die geschnitzten Verzierungen an den hölzernen Gebäuden. Braucht er ein Senk-Loth, so knüpft er sein Beil an eine Schnur und visirt damit nach Herzenslust. Als ich später im Hotel de Londres am Schloßplatze wohnte, habe ich manchmal Stundenlang dem Aufbau der für die öffentlichen Carnevalsfestlichkeiten bestimmten Buden zugesehen und konnte kaum begreifen, wie der lustig singende Kerl nur mit seinem Beil all das bunte Schnitzwerk, womit der Giebel und die Balkons der Buden aufgeputzt waren, ausschnitt.

Eine an Verwegenheit grenzende Geistesgegenwart trifft man nicht minder beim gemeinen Mann. Hiezu kommt eine eigene Gewandtheit, die man „Balançe" nennen möchte, mit der sie oft handbreit dem Tode

vorbeischlüpfen. — Um ein großes Haus anzustreichen, habe ich nie bemerkt, daß die Maurer dazu ein Gerüst errichteten. Die ganze Vorrichtung besteht aus Folgendem. Oben unter dem Dach, oder zu einem der Dachfenster hinaus wird ein Balken mit einer Rolle gesteckt, durch welche ein Strick gezogen wird, so daß die beiden Enden zur Erde niederreichen. An dem einen Ende befestigt man ein kleines Querholz; auf dieß setzt sich der Russe, es mit den Beinen beschreitend, bindet sich um den Leib dann noch an den Strick fest, hängt an seinen Sitz das Gefäß mit der Farbe, steckt seinen, an langer Stange befestigten Pinsel in den Gürtel, und nun zieht er am andern Ende des durch die Rolle gehenden Strickes sich selbst nach Belieben in die Höhe. Hat er seinen gehörigen Platz erreicht, so befestigt er diesen Strick an seinem Sitze und beginnt auf seinem unsichern, schwankenden Standpunkt singend seine Arbeit. Mit den Füßen schiebt er sich dann wohl an der Mauer seitwärts, so lang es nur möglich. Man muß gestehen, daß diese Einrichtung, obgleich einfach, dennoch zweckmäßig ist.

Oft habe ich russische Bootsknechte von den hohen Granitufern der Newa hinunterklettern gesehen, um in ihren Kahn zu gelangen, oder denselben an den Eisenringen des Ufers zu befestigen. Mit Hand- und Fußspitzen sich in die fast nicht bemerkbaren Spalten der zusammen gefügten Quadern einklammernd, schien der Kerl an den Stein gleichsam zu kleben. Ein fingerbreiter Fehltritt hätte ihn in die Wellen stürzen lassen, daran denkt er aber nicht im Geringsten, son-

dern glaubt singend, daß er es gar nicht bequemer haben könnte. Eben so legt er sich auf die, ungefähr einen Fuß breite Brustwehr des Flusses und hält darauf ganz ruhig, von der Sonne beschienen, sein Mittagsschläfchen. Eine unruhige Bewegung im Schlafe könnte ihn im nassen Bade aufwachen lassen. Nach seiner Idee ist das aber rein unmöglich. Macht ihn jemand auf eine Gefahr aufmerksam, so antwortet er ganz ruhig: „Neboss!“ Fürcht' Dich nicht! — Und dieses „Neboss“ hilft ihm dann auch immer glücklich durch. — Ich fuhr eines Tages mit einem Iswoschtschik — Fuhrmann — auf seinem kleinen Schlitten nach einer entlegenen Vorstadt, wo die Wege durch Schnee und Eis sehr unbequem waren und jeden Augenblick unserm Fuhrwerk den Umsturz, wenn auch eben keinen gefährlichen, drohten. — „Durak, (Narr) sieh dich vor!“ rief ich ihm öfter zu, und wurde immer mit einem lächelnden „Neboss!“ meines auf seinem schmalen Vordersitz balancirenden Kutschers zur Ruhe gewiesen. Endlich lag ich, die Füße in der Pelzdecke des Schlittens verwickelt, umgeworfen mit der ganzen Bescheerung im Schnee. Ich schalt und fluchte. Aber mit einem ebenfalls ganz ruhigen, jetzt freilich zu spät gekommenen: „Neboss!“ hob mich mein Iswoschtschik sammt dem Schlitten in die Höhe und fuhr mich weiter. — Es ist Wahrheit, daß ein gemeiner Russe, als die Sonne im Frühjahr das Eis schon sehr mürbe gemacht hatte und an beiden Seiten der Newa Polizeisoldaten den Uebergang wehrten, dennoch ein Liedchen singend, den todesgefährlichen Gang

antrat. Beim andern Ufer angelangt, sah er, daß die Polizei hier mit einer Tracht Prügel seiner wartete. „Neboss!“ meinte er lachend, kehrte um und sprang nun wieder über die schaukelnde Eisfläche nach dem jenseitigen Ufer zurück, wo er der Aufmerksamkeit der Wachen entging.

Bei der Aufrichtung der Alexander-Säule erfaßte eine von den dazu gebrauchten Walzen die Hand eines dabei beschäftigten Arbeiters und drohte den ganzen Menschen langsam unter die ungeheuere Last zu ziehen und ihn dann rettungslos zu zermalmen. Ein nebenstehender russischer Zimmermann ergriff in demselben Augenblick sein scharfes Beil und mit dem Ruf: „Neboss!“ hieb er dem Unglücklichen mit einem Schlage den Arm ab. Der auf diese fürchterliche Art Amputirte wurde in das Hospital gebracht, wo er bald vollkommen genaß. Er sowohl, als sein entschlossener Wundarzt beziehen vom Kaiser bis an ihr Lebensende, jeder eine jährliche Pension von fünfhundert Rubeln.

Der Russe ist nichts weniger, als grausam, sondern gutmüthig im höchsten Grade. Am deutlichsten spricht sich dieß in seinem Betragen im trunknen Zustande aus, aus welchem ja nach alter Meinung stets die Wahrheit hervorleuchten soll. Man beobachte nur ein Paar solcher bärtiger Kerle, die des Guten zu viel gethan haben, auf der Straße. Der Eine ist total betrunken, der Andere ungefähr Dreiviertel. Nun hält es der Letztere für strenge Pflicht, seinen beinahe keines Gliedes mehr mächtigen Gefährten ja nicht zu

verlassen. So schwanken dann beide längs dem Trottoir fort, sinken auch wohl hin und wieder hin, wobei der eine sich mit Mühe an der Mauer eines Hauses aufzurichten und den Andern wieder auf die Beine zu bringen sucht. Behutsam gehen sie jedem Entgegenkommenden aus dem Wege; der am wenigsten Betrunkene ermahnt den Andern auch wohl von Zeit zu Zeit, sich hübsch anständig zu betragen und fein zu grüßen, denn da komme ein vornehmer Herr. Ein solches Compliment fällt immer höchst possirlich aus und endigt gewöhnlich damit, daß die Balançe verloren geht und die Betrunkenen wieder auf dem Boden liegen. Unanständigkeiten, Schimpfen u. dergl. kommt nie vor. Schon bei den nüchternen Russen ist die Höflichkeit gäng und gebe; man sehe nur, wenn ein paar gemeine Arbeiter oder Kutscher sich begegnen, wie zierlich sie gegen einander den Hut schwingen und sich mit vielen Bücklingen gegenseitig nach dem „werthen Befinden" erkundigen. Diese Höflichkeit und Zärtlichkeit steigt mit dem Grade der Trunkenheit. Zuerst freundliches, artiges Gespräch, Fragen, wie sich die liebe Familie befinde, — dann beim steigenden Rausche: Küsse und Umarmungen; hierauf: „Vergieb' lieber Bruder, wenn ich Dich jemals beleidigt habe!" Zuletzt rollen zärtliche Wehmuthsthränen über die Wangen und in unauflöslicher Umarmung sinken beide unter den Tisch. — Von den in Deutschland üblichen Prügeleien ist hier nicht die Rede. Kommt, was jedoch höchst selten geschieht, ein Scandal dabei vor und muß die Polizei sich darein mischen, so werden die

Unruhigen auf die Wache geführt, wo sie ihren Rausch ausschlafen und den andern Tag, mit einem weißen Kreide-Kreuz auf dem Rücken, einige Stunden zur Reinigung der öffentlichen Plätze angehalten werden. Dieß kommt, wie gesagt, aber selten vor. Trinken gehört wie Singen zur Natur des gemeinen Russen und wenigstens ein Tag in der Woche wird dem Bachus geweiht. Mein Diener Iwan machte, als ich ihn miethete, gleich aus, daß ich ihm erlauben müsse, sich Sonntags im Kaback (Trinkhaus) etwas zu Gute zu thun. — „Du wirst Herr!" meinte er, „mit mir zufrieden seyn und ich werde Dir treu und ehrlich dienen; Sonntags aber muß ich in den Kaback und trinken, sonst sterbe ich!" Der gute Kerl hielt Wort; er war treu, willig und unverdrossen im Dienst, kam ich aber Sonntag Abends nach Hause, so fand ich ihn sinnlos in seiner Kammer. Dämmerte ihm etwa noch vor seinem vom Branntwein umnebelten Auge meine Gestalt entgegen, so lallte er weinend: „Winowat!" d. h. „ich bin schuldig!" Was ich ihm übrigens auch ohne seine Versicherung glaubte.

Zu der großen Menge in Petersburg wohnender Iswoschtschik's kommen mit dem ersten Schnee auch noch hunderte von Bauern, manche 40 bis 50 Meilen weit, nach der Residenz mit einem kleinen, buntbemalten Schlittchen, das mit einem Pferde bespannt ist. Bei der großen Genügsamkeit des gemeinen Mannes zieht solch ein „Wanka" (Diminutiv von Iwan, Johann, also „Hänschen") wie man diese Leute scherzweise zu nennen pflegt, im Frühjahr wieder auf sein

Dorf hinaus, vielleicht mit einem Ersparniß von 20 bis 30 Rubeln, manchmal auch wohl mehr. Man fährt mit diesen Wanka's in der Stadt große Strecken für eine Kleinigkeit. Auf einer solchen Fahrt ließ ich mich einst mit einem graubärtigen Kutscher in ein Gespräch ein, wobei er mir vertraute, daß er sich seit ein paar Jahren doch beinahe schon 200 Rubel zusammen gespart hätte; diesen Winter hoffe er diese Summe vollzählig zu machen und damit wolle er für seinen Sohn, der Soldat wäre, den er aber nothwendig zu Hause in der Wirthschaft brauche, einen Ersatzmann kaufen. Hierzu geben sich gewöhnlich die Finnländer her. Natürlich ist's, daß man zu einem solchen Zweck schon etwas mehr zahlt, als man accordirt hat, um dafür einen gewiß herzlichen Dank zu empfangen. — Am ersten Mai miethete ich eine einspännige Droschke, um nach dem Volksfest in Katharinenhof, einem dicht vor dem Thore belegenen Lustschlosse zu fahren, und hatte mit dem Iswoschtschik einen Rubel bedungen. Aber schon innerhalb des Thores bedeuteten uns Gensdarmen, daß heute nur herrschaftliche Equipagen, aber keine Miethdroschken weiter fahren dürften. Ich zog deßhalb meinem Fuhrman zwanzig Kopecken ab, was er sich, freilig mit trübseligem Gesicht auch gefallen ließ. — „Ich muß mich freilich damit begnügen!“ meinte er mit wehmüthiger Stimme, „dennoch hättest du das nicht thun sollen. Du kannst vielleicht zwanzig Rubel leichter entbehren, als ich zwanzig Kopeken. Ich armer Kerl und mein armes Pferdchen müssen es uns sauer werden lassen,

unser tägliches Brod zu verdienen. Das, o Herr, hättest du bedenken sollen, und Du hättest mir nicht die Kleinigkeit abgezogen!" Man muß bei einem so bescheidnen Vorwurf, mit so wehmüthigem Ton gesprochen, ein steinernes Herz haben, wenn man nicht gern mit ein paar Kupfermünzen ein freundliches Gesicht erkauft.

Diese Gutmüthigkeit zeigt sich beim Russen auch in der Behandlung der Thiere. Man belausche nur Abends einen müssig stehenden Wanka, wie er ein Stückchen Brod mit seinem kleinen Gaule theilt und zu diesem tröstend spricht: „Du mußt dich, mein Schimmelchen, schon mit Wenigem begnügen! Sieh, ich habe selbst nicht viel, will es aber gern mit dir theilen. Der Verdienst ist nicht groß, der Winter aber noch lang und im Frühjahr haben wir uns doch einige Rubel zusammen gefahren, und dann gehts wieder nach der lieben Heimath. Da sollst du denn hübsch ausruhen, mein Pferdchen, und blanken Hafer und grünen Klee fressen, so viel du willst. Drum nur nicht den Muth verloren! Sieh, da kommt ein Herr, der fährt gewiß mit uns!" Und nun wendet er sich rasch zu dem Kommenden, bietet ihm freundlich sein Schlittchen an und ist zufrieden mit der kleinen Gabe.

Auf meinen winterlichen Reisen hat es mich oft recht herzlich amüsirt, solch ähnliche Unterhaltungen zwischen dem Fuhrmann und seinen Pferden anzuhören. Da heißt es dann: „Pfui, Brauner, schäme dich! wie bist du doch so faul. Sieh nur den Schimmel, der ist kleiner wie du, und läuft doch besser. Ei! du

wirst mich noch böse machen und ich werde dich schlagen müssen. Schläge thun weh. Hörst du wohl? (damit schlägt er dann mit der Peitsche an den Schlitten und fährt fort:) So, so, Brauner! nun bin ich zufrieden. Jetzt läufst du gut. Kommen wir zur Station, sollst du auch schönes Futter haben! Lauf, lauf! ich singe dir auch ein schönes Lied!" — Und nun stimmt er seinen Gesang an, und es ist, als ob die Thiere ihn verständen.

Als ich kurz vor Weihnachten des Jahres 1833 eine Courier-Reise von Petersburg nach Constantinopel machte, vermochten — ich glaube, es war im Kiewschen Gouvernement — die schon ermüdeten Pferde mit aller Anstrengung nicht meinen Wagen einen mit glattem Eis belegten Berg hinauf zu ziehen. Eile war nöthig, ich auch gerade nicht in rosenfarbener Laune, weßhalb ich den Postillon in harten Worten befahl, die Pferde noch mehr anzutreiben. — „Schlage mich, Herr, wenn Du zornig bist," antwortete mir der Bursche, „meine Pferdchen thun ihr Möglichstes auch ohne Schläge. Du siehst aber, daß sie uns mit dem besten Willen nicht hinaufbringen!" Ich überzeugte mich, daß der gutmüthige Bursche Recht hatte, und wartete daher recht gerne, bis er aus dem Dorfe frische Vorspann geholt hatte. — Es ist aber auch, als ob die Thiere die Liebe ihrer Herren empfänden. So müssen in Petersburg die Equipagen, wenn die Herrschaften ins Theater oder in Gesellschaft fahren, so lange unter freiem Himmel warten, bis man wieder nach Hause fährt. In der größten Kälte habe

ich oft in der Nacht gesehen, wie der kleine Vorreiter, der die beiden vordern Pferde des Viergespanns lenkt, entweder lang ausgestreckt auf seinem Pferde balancirend schlief, oder unter dem Bauche zwischen den Füßen desselben gegen den fallenden Schnee schlafend Schutz gesucht hatte. Die Pferde standen stets behutsam still, als wollten sie ja den Schlaf des Buben nicht stören. — Vor dem großen Theater in Petersburg sind große Schutzdächer von Blech, auf eisernen Säulen ruhend, aufgerichtet und mit steinernen Bänken umgeben. Unter diesen Dächern werden im Winter während der Theaterzeit auf Kosten der Regierung große Feuer angezündet. Da drängen sich dann Kutscher und Pferde heran, um sich zu wärmen. Die bärtigen Bursche plaudern und treiben Scherz und richten dann auch wohl in gewohnter Weise einige Worte an ihre Rosse, die mit ihren hellen, freundlichen Augen drein schauen, als ob sie aufmerksam den Gesprächen zuhörten.

Um den ächt-russischen Bürgerstand zu beobachten, muß man einen Gang nach Gostinoi-Dwor, dem an dem Newski-Prospect gelegenen Kaufhofe, machen, unter dessen Arkaden man eine gute halbe Stunde zu gehen hat, um den Umfang dieses unregelmäßigen Vierecks zu messen. In den Buden, die sich in diesen Arkaden in zwei übereinander laufenden Stockwerken befinden, kann man seine Kauflust, auf welchen denkbaren Zweigen sie sich auch nur erstrecken mag, befriedigen. Die Kaufleute sind hier ächte Russen mit langem Bart im blauen Kaftan. Hier finden wir

auch wieder einen Beweis ihrer Gelehrigkeit, nämlich in der Erlernung fremder Sprachen. Die meisten Handlungsdiener hier vermögen den Vorübergehenden in russischer, deutscher, französischer und englischer Sprache mit geläufiger Zunge einzuladen. Um übrigens in Gostinoi-Dwor, ohne recht derb übervortheilt zu werden, Einkäufe zu machen, muß man die Manier, mit russischen Handelsleuten umzugehen, kennen. Dahin gehört, daß man auf die höfliche Einladung des an der Thüre stehenden Kaufmanns mit einem gewissen geringschätzenden Blick auf die Waaren hineintritt. Man fragt nach dem Preise. — „Ich lasse es Ihnen sehr billig, mein Herr," entgegnet der Kaufmann, „für 30 Rubel!" — Man lacht über den enormen Preis für „die schlechte russische Waare." — „Sie irren, mein Herr," antwortet der Bärtige mit naiver Selbstverleugnung, „es ist keine russische, sondern wahrhaft deutsche Arbeit!" — Es ist hier einzuschalten, daß die russischen Fabrikate eben so elegant und geschmackvoll wie die ausländischen, aber weniger dauerhaft sind, dafür aber auch die von Deutschen angefertigten um's Dreifache theurer bezahlt werden müssen. — Der Käufer zweifelt nun, und mit Recht, an der Versicherung des Verkäufers und bietet für die geforderten dreißig Rubel ganz dreist zehn. Der Russe wird jetzt, man kann sagen „gemüthlicher," wie seine Entgegnung andeutet: „O Batuschka, (Väterchen, eine Benennung, die er in guthmüthiger Rede lieber als „Herr" gebraucht) Batuschka, das ist zu wenig!" — Man verläßt die Bude, der Russe folgt und ruft:

„Gieb zwanzig Rubel, Väterchen!“ — „Ja bolsche niet dam, niet adin Kopek!“ (Ich gebe nicht mehr, nicht einen Kopeken mehr!) — „Funfzehn, liebes Väterchen!“ meint der Verkäufer. — Der Käufer schweigt und geht. — „Komm Väterchen!“ seufzt der Russe, nimmt den Käufer beim Arm, führt ihn in seinen Laden zurück, und der Handel ist geschlossen. Ob dieß nun, wie manche Reisende im Auslande bejammern, Betrügerei ist, will mir nicht recht einleuchten. Es wird ja niemand gezwungen, den verlangten Preis zu zahlen, ihn zu fordern ist des Kaufmanns Pflicht, die doch nur auf Egoismus basirt ist. Gleiches thut der deutsche und französische Kaufmann, nur ist dabei der Unterschied, daß der Käufer bei ihnen nicht so billig wegkommt, wie bei dem Russen. — Die Vorliebe für deutsche Arbeit, besonders was Meubels betrifft, ist in Petersburg sehr groß; auf diese Vorliebe für deutsche Arbeit wird dort aber auch von deutschen Handwerkern gewaltig losgesündigt, wie der Erfolg, nämlich ihr in wenigen Jahren zusammen gearbeitetes Vermögen, beweist. Keinesfalls ist ihre Arbeit um so viel besser, wie der Preis für diese und die russische verschieden ist. Ich kaufte in einer russischen Bude in Gostinoi-Dwor z. B. einen eleganten, sehr großen Mahagoni-Schreibtisch mit mehreren Schubfächern, die Platte mit grünem Saffian überzogen für 25 Rubel (ungefähr 12 Gulden), den ich bei einem Deutschen gewiß mit 30 Gulden hätte bezahlen müssen und war mit meinem Einkauf sehr zufrieden.

Am Vormittag drängen sich Käufer zu Fuß und

in Equipagen nach Gostinoi=Dwor. Nachmittag ist es dort leerer. Da sieht man die Kaufleute paarweise unter den Arkaden sitzen, Thee trinken, und sich bei dem Damenbret, einem ihrer Lieblingsspiele, die Zeit vertreiben, oder — hier documentirt sich wieder ihre Liebe zu den Thieren — die Tauben füttern, welche in großer Anzahl in den Arkaden, auf den Säulenknäufen, in den Dachfenstern, und überall, wo sich ihnen nur ein Plätzchen zum Obdach bietet, nisten. Man schützt und schont diese Vögel in Rußland, weil man ihnen, da der heilige Geist in Gestalt einer Taube abgebildet wird, eine Art Heiligkeit und Unverletzlichkeit beilegt. — Mit eintretender Dunkelheit wird zur Vermeidung der Feuersgefahr, wodurch hier Millionen vernichtet werden dürften, der Kaufhof geschlossen und die offnen Arkaden mit Stricke gesperrt. Innerhalb des Säulenganges sind große Hunde so angebunden, daß sie auf eine gewisse Distance hin= und herlaufen, und jede Annäherung von Dieben zurückweisen können. Außerdem umstreifen Wächter die ganze Nacht hindurch das Gebäude.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir noch einer eigenen religiösen Secte erwähnen, deren Mitglieder größtentheils Kaufleute sind, und ihre Boutiken ebenfalls in Gostinoi=Dwor haben. Man erkennt sie leicht an ihrem Aeußern. Auf dem blassen Gesichte die demuthsvolle Zerknirrschung, die man gewöhnlich bei religiösen Schwärmern wahrnimmt. Ihr Körper, auch bei den jugendlichen Männern, ist schwammig und dick, weil ihr Glaube es ihnen vorschreibt, sich zu — ent=

mannen. Trotz dessen verheirathen sie sich, und ihre Frauen sollen ähnliche Mittel anwenden, um sich unfruchtbar zu machen. Dennoch sind diese Ehen, hinsichtlich der Neigung, gleich der geschwisterlichen, und hinsichtlich der Verträglichkeit, musterhaft, denn nie hört man bei ihnen von Zank und Unfrieden. Die Regierung hat mehreremal mit Strenge versucht, diesem Unwesen zu steuern, allein umsonst. Darum läßt man sie jetzt walten, da sie außer der Selbstquälerei, ruhige, sanfte und gewissenhafte Leute sind.

Indem wir uns von dieser traurigen Verirrung des Charakters abwenden, kehren wir zu etwas Erfreulicherem zurück. Schon oben haben wir die Anlagen der Russen zu Musik und Gesang berührt. Hier würden ihrer Liebe zum Tanz, soweit er nationell ist, noch einige Worte zu widmen seyn. Die musikalische Begleitung besteht gewöhnlich aus einer Balalaika, einer Art kleiner Guitarre mit langem Halse und nur mit zwei Seiten bespannt, wovon die tiefere den Baß schnurrt und auf der höhern, mittelst Fingergriffe, die Melodie gespielt wird. Der von zwei Personen, einem Burschen und einem Mädchen, ausgeführte Tanz ist von vieler Anmuth. Das Mädchen bewegt sich in kurzen, geschobenen Schritten, der Bursche folgt bald rascher, bald langsamer, so wie es das Gefühl erfordert, welches gerade ausgedrückt werden soll. Das schmachtende Verlangen des Liebhabers, die Befangenheit der Geliebten, ihre Begegnung, sein Flehen, ihn zu erhören, ihr kaltes Zurückziehen, die steigende Leidenschaft des Tänzers, die Coquetterie des Mäd-

chens, die verstellte Flucht des Burschen, ihre Reue und langsames Nachgeben, wobei sie bald mit vielem Ausdruck die Achsel oder eine Seite der Brust zuckt, immer mehr Zärtlichkeit im Blicke zeigt, bis endlich beide sich umschlingend vereinigen, — kurz, der ganze Tanz ist ein kleiner, mit der natürlichsten Wahrheit dargestellter Liebesroman. — Junge Frauen und Mädchen tanzen bei gewissen Gelegenheiten auch Reihentänze, die sie, ohne Instrumente, nur mit ihrem eignen Chorgesang begleiten. — Solotänze kommen häufig bei den Kosacken vom Don vor, in denen sie große Körpergewandtheit entwickeln. — Ein wilder, feuriger, zuletzt beinahe in wollüstiges Toben ausartender Tanz ist die Ziganka, die von den Zigeunern getanzt wird, welche sich in großer Zahl in Rußland vorfinden und von denen Tänzerbanden in die Hauptstädte kommen, wo sie in den Abendgesellschaften der Großen ihre Kunst zeigen. Man trifft bei diesen Banden Mädchen von vollendeter, hinreißender Schönheit, die durch das fantastische, geschmackvolle Kostüm noch mehr erhöht wird. Die Musik zu diesem Tanze ist rauschend und wild. Die Tänzer selbst begleiten ihren Tanz noch mit kleinen Handpauken (Tambourin's) und mit den sogenannten „Loshki," die aus zwei hölzernen Löffeln bestehen, deren Stiele mit kleinen Schellen besetzt sind, und die man aneinander schlägt und dann mit den Schellen klingelt. — In Petersburg sieht man oft als Intermezzo diese Nationaltänze auf dem russischen Theater von den Mitgliedern des Ballets vortrefflich ausführen.

10.

Maslinitza, der russische Carneval. — Die kaiserlichen Rutschberge auf der Insel Jelagin. — Deutsche Maskerade. — Fasten-Conzerte.

Maslinitza, d. h. die letzte Woche vor den vierzigtägigen österlichen Fasten ist begonnen, und der große, aus den Isaaks-, Admiralitäts- und Palais-Plätzen bestehende Platz, auf dem seit vierzehn Tagen Buden, Karoussels, Schaukeln und Rutschberge erbaut wurden, fängt an, sich von einer Menschenmenge zu füllen. Früher war der Schauplatz dieser Volksvergnügungen die Eisfläche der Newa. Obgleich sie in dieser Zeit noch vier Fuß Dicke hat, so war man doch besorgt, daß ein rasch eintretender westlicher Thauwind dem ganzen Spaße einmal ein gefährliches Ende machen könnte, und so ist denn die hölzerne Stadt auf festerem Grund und Boden erbaut. Auf diesem Platze lebt der Russe nun acht Tage ununterbrochen in lustigem Treiben und Genuß, denn bald folgen vierzigtägige Entbehrungen. — Eins ihrer Hauptvergnügen sind die Rutschberge, die in folgender Einrichtung bestehen. Ein aus Balken erbautes, 50 Fuß hohes Gerüst trägt einen bedeckten und mit bunten Fahnen geschmückten Balkon, zu dem von der Rückseite eine Treppe hinauf führt. Von der Vorderseite neigt sich eine, ungefähr 10 Fuß breite, von beiden Seiten mit Schutzgeländern eingefaßte Brücke in einem Winkel von 45 Graden bis zum

Boden hinab. Diese Brücke wird mit großen, an einander gefügten Eisquadern belegt und diese oft mit Wasser begossen, so daß die Oberfläche spiegelglatt wird. Dasselbe geschieht auch noch mit dem von dem Ende der Brücke fortlaufenden Fußboden ungefähr 200 Schritte lang. Man begiebt sich nun mit seinem Führer und seinem kleinen, schmalen Schlittchen über die Treppe auf den Balkon. Der Führer setzt sich rittlings auf den Schlitten, nimmt den Fahrlustigen vor sich zwischen die Füße und rutscht nun vom Abhange hinunter. Der Lenker biegt sich dabei ganz nach hinten, so daß er mit dem Rücken fast das Eis berührt, und steuert von beiden Seiten den Schlitten mit den Händen, auf welche er starke, lederne Fausthandschuhe gezogen hat. Die Schnelligkeit, mit der man den Abhang hinunter und noch weit auf der unten anstoßenden Bahn fort fliegt, ist ungeheuer, gewährt aber, wenn man die Angst überwinden kann, vielen Spaß. — Solche Rutschberge giebt es auf jenem Platze vier, die von früh bis in die sinkende Nacht förmlich belagert werden. — Die Schaukeln (Katscheli) nehmen in den Vergnügungen auch einen Hauptrang ein. Sie sind entweder die gewöhnlichen, auch in Deutschland gebräuchlichen, oder sie sind so construirt, daß zwischen zwei Pfeilern eine horizontale Welle ruht, die von vier langen Balken paarweise durchkreuzt wird. Zwischen den vier Enden dieser zwiefachen Balken hängen bewegliche Sitzkasten, in deren jedem gewöhnlich ein zärtliches Paar Platz nimmt. Es ist ein halsbrechender An-

blick, diesen Umschwung zu sehen, wobei übrigens auch Musikbegleitung, gewöhnlich aus einer Klarinette bestehend, das Jauchzen der Geschaukelten accompagnirt. — In den Buden ist für die Schaulust der Menge durch Taschenspieler, wilde Thiere, Puppenkomödien, Wachsfiguren u. dergl. m. gesorgt. — In einer Camera=Obscura, in der man, wie bekannt, die ganze Umgebung en miniature sieht, traf ich eine alte Russin, die, zum Erstenmale eine solche „Zauberei“ sehend, sich ungemein freute, ihren Mann, der auf dem Platze unter der Menge herumwanderte, im Conterfei zu erblicken. Plötzlich erhob sie ein großes Geschrei: „Batuschka! Batuschka! paß' auf, man stiehlt Dir Dein Taschentuch!“ was draußen, vielleicht dreihundert Schritt von der Bude auch in der Wirklichkeit geschah, und was sie hier im Bilde wieder erblickte. In der Zerstreuung wollte sie anfangs den Dieb in effigie festhalten, als sie aber der fürchterliche Verlust von ihres Mannes Taschentuch wieder zur Besinnung brachte, stürzte sie, begleitet vom allgemeinen Gelächter, aus der Bude, um vielleicht noch den Dieb zu erhaschen, was ihr denn doch unter vielleicht 50,000 Menschen schwer geworden seyn mochte.

Unter den Schaubuden ist die interessanteste schon seit mehreren Jahren die eines gewissen Lehmann, der eine Gesellschaft sehr geschickter Seiltänzer, größtentheils Mitglieder seiner Familie, dirigirt, die sowohl dergleichen Künste, wie auch auf einem hübsch eingerichteten Theater italienische Pantominen produciren, welche hinsichts der exacten Ausführung, und

besonders der vortrefflichen Maschinen und Verwandlungen, höchst ausgezeichnet genannt werden können. Er giebt jeden Tag vier bis fünf Vorstellungen, von welchen die erste Morgens um 11 Uhr beginnt, und die letzte Abends um 9 Uhr endet, so daß die Spielenden zwischen den Vorstellungen nur immer etwa eine halbe Stunde zur Ruhe haben. Es giebt vier Plätze in dieser Bude, wovon der erste, aus Lehnsessel bestehend, fünf Rubel, also ungefähr anderthalb preußische Thaler kostet und der Sammelplatz der beau monde ist. Der Andrang ist so groß, daß der Unternehmer nach dem Carneval jedesmal fünf= bis sechstausend Rubel Profit haben soll. Er ist überdem Besitzer einer schönen Menagerie, mit der er sich den übrigen Theil des Jahres in Petersburg aufzuhalten pflegt, und nur kurze Zeit nach den größern Städten Finnlands reist. — An allen diesen Schaubuden befindet sich ein Balkon, auf dem während der Intervallen der Productionen, Musikchöre und ein Lustigmacher das Publikum zum Eintritt auffordert. — Hunderte von Verkäufern bewirthen mit Nüssen, hartgesottenen Eiern, Kuchen, Zuckerwerk (wovon die Russen große Liebhaber sind), Honig, Meth, Branntwein u. dergl. m. die zahlungsfähigen Genußsüchtigen. — Rund um den Platz fahren, wie auf dem Corso zu Rom, in dreifacher Reihe nebeneinander und ununterbrochen hintereinander Schlitten und Wagen, so daß die Anzahl der Equipagen sich leicht über Tausend belaufen kann. — Am letzten Tage dieses Volkscarnevals, einem Sonntage, erscheinen in vier=

spännigen Hof-Equipagen sämmtliche junge Damen, ungefähr 500, aus den beiden Kaiserlichen Erziehungsinstituten, nämlich aus dem Smolna-Kloster und dem Katharinenstift; etwas später in prachtvollen, offnen Staatswagen die Kaiserin, die Prinzessinnen und alle zum Hof gehörigen Damen und die chargirten Herren, — der Kaiser, die Großfürsten und die Offiziere der Chevaliergarde und der Garde du Corps, und zwar in reicher Uniform (die bei beiden Regimentern roth, bei dem einen mit Silber-, bei dem andern mit Goldstickerei ist) zu Pferde, dreimal den Platz umziehend und von dem Volke mit Jubel begrüßt. — Mit der sinkenden Sonne dieses Tages verliert sich die Menge; während der einen Nacht verschwinden alle leichten Gebäude der Freude, und wo gestern noch Jubel und Lust herrschte, schreitet am folgenden Tage der strenggläubige Russe mit trauriger Miene daher, denn sein Magen beginnt bereits die strengen Fasten zu fühlen. — Die Kaiserliche Familie und der Hof belustigen sich während der Maslinitza auf der im Sommer so reizenden Newa-Insel Jelagin. Rutschberge sind auch dort an der Tagesordnung, und es ist Jedem erlaubt, sich als Zuschauer dabei einzufinden. Wir bewundern die Gewandtheit des Kaisers und des Thronfolgers, mit welcher sie auf kleinen Schlitten die Damen von den hohen Eisbergen hinuntersteuern. Der Thronfolger macht bei dieser Gelegenheit gewöhnlich den Cavalier seiner erhabenen Mutter. Abends finden in dem auf der Insel belegenen Schlosse während dieser Woche häufig Bälle statt, wo in einem

ausgewählten Zirkel das Kaiserliche Paar die liebenswürdigsten Wirthe macht. — Vom Ostersonntage, ebenfalls acht Tage lang, wiederholt sich das Volksfest der Maslinitza fast auf die nämliche Art, nur daß ein Hauptamüsement, die Eisberge, fehlen, die nicht von der Polizei, aber von der jetzt gewöhnlich schon warm scheinenden Eisfeindin, der Sonne, verboten sind.

In seinen andern Erscheinungen gestaltet sich der Petersburger Carneval wie in andern Residenzen. Bälle bei Hofe und den Vornehmern, Vorstellungen im russischen, deutschen und französischen Theater, dann die Maskenbälle in dem auf der Newski-Perspective belegenen Engelhardschen Hotel, das sowohl zur Aufnahme von Reisenden, wie zu öffentlichen Vergnügungen auf eine prachtvolle Art decorirt ist, wechseln mit einander ab. — Der russische Carneval schließt mit einem Sonntag, der sogenannte „Deutsche" dauert aber noch zwei Tage länger und endet am Dienstag mit einem höchst glänzenden Maskenball in dem oben genannten Hotel, wo sich unter der Maske auch noch viele Russen der höhern Stände einzufinden pflegen, um unter der Verhüllung noch einmal das ihnen schon verpönte Vergnügen zu genießen. Intriguirt wird auf diesen Maskenbällen ganz artig, wenigstens habe ich niemals das irgendwo stereotype: „Bist Du auch da?" als einzige Redefloskel der Masken vernommen. Hierbei ist das Sonderbare zu bemerken, daß auf diesem „Deutschen" Maskenballe in „Rußland" das eleganteste „Fran-

zösisch" gesprochen wird. Auch der Kaiser und seine Gemahlin pflegen diese Gesellschaften zu besuchen; das liebenswürdige Betragen des Herrscherpaares genirt die Anwesenden nicht im Geringsten, da hier, wenn die Kaiserlichen Herrschaften auch nicht gegenwärtig sind, der feinste Anstand herrscht.

Mit diesem letzten Festtage tritt nun eine große Stille in allen Vergnügungen ein. Die Bälle hören auf und sämmtliche Theater werden bis Ostern geschlossen. Einen Ersatz für diese Entbehrungen geben in dieser Zeit die Conzerte, und ausländische Virtuosen halten jetzt eine reiche Beifalls- und Geld-Erndte. Es ist nicht selten, daß renomirte fremde Sängerinnen oder andere berühmte Künstler den Eintrittspreis zu den Conzerten, die alle im Engelhardschen Hause gegeben werden, bis auf 25 Rubel (beinahe 12 Gulden) festsetzen und doch dabei einen gedrängt vollen Saal haben. Der gewöhnliche Preis eines Billets ist zehn Rubel. In den Fasten 1833 machte der treffliche Clarinettist Bärmann aus München in Petersburg Furore.

11.

Russische Ostern. — Der Ostermarkt. — Die Osternacht. — „Christos woskress!" — Eröffnung der Theater.

In den Tagen vor Ostern findet, wie in Deutschland um Weihnachten, in Petersburg ein Markt statt, da es hier Sitte ist, sich zu diesem Feste zu beschen-

ken und auch den Kindern, nach deutscher Weise, zu bescheeren. In der, einem Platze gleichenden, breiten Newski=Straße vor Gostinoi=Dwor sind Buden mit Bedürfnissen aller Art errichtet, und hier drängt sich nun die elegante Welt, um zu kaufen, zu sehen und gesehen zu werden. — Am Sonnabend vor Ostern findet in allen Häusern, besonders aber in den russischen, ein reges Leben statt: es wird gekocht und gebraten, denn Morgen feiert der Magen ein Freudenfest. — Der Abend naht; alle Conditoreien und Kaffeehäuser sind glänzend beleuchtet und auch die Straßen werden illuminirt, verschieden aber davon, wie dieß in Deutschland der Brauch ist, indem man hier auf offener Straße längs den Trottoirs irdene Talglampen aufstellt, was einen recht hübschen Effect macht. — Gegen Mitternacht begiebt sich Alles in die erleuchteten Kirchen, die kaum die Menge der Andächtigen fassen, um aus dem Munde des Priesters zu vernehmen, daß der Heiland auferstanden sey. — In der Kapelle des Winterpalais versammelt sich zu gleichem Zwecke die Kaiserliche Familie, der ganze Hof, das diplomatische Corps und Deputationen von allen Garde=Regimentern, gewöhnlich aus einem Lieutenant und einem langgedienten, ausgezeichneten Unteroffizier bestehend. Mit dem Glockenschlage Mitternacht verkündet der Priester: „Christos woskress!“ Christus ist auferstanden! und in diesem Augenblicke steigt an der Pforte des Palais eine Rakete zum dunkeln Nachthimmel empor. Auf dieses Zeichen donnern von der jenseits der Newa belegenen Festung

101 Kanonenschüsse über die Residenz. Und nun bricht überall die Freude durch die hemmenden Schranken. Die Russen eilen mit gewaltigen Osterkuchen und bunten, gesottenen Eyern in die Kirche, um darüber den Segen vom Priester sprechen zu lassen, der als Opfer für sich jedesmal ein Ey nimmt und ein derbes Stück aus dem Kuchen schneidet. Alles begrüßt sich mit einem dreimaligen Kusse — selbst einander ganz fremde Personen — und mit den Worten: „Christos woskress!“ worauf der Andere antwortet: „wa is woskress!“ er ist wahrhaftig auferstanden! — Diese Sitte ist so originell und nationell, daß der Hof sich nicht davon ausschließt, und der Kaiser, wenn er sich aus der Kapelle mit allen dort Anwesenden in die Säle des Schlosses zurückgezogen hat, dort selbst die von den Garden deputirten Unteroffiziere küßt. — Conditoreien und Restaurationen füllen sich und spenden mitten in der Nacht die bis jetzt verboten gewesenen Genüsse. Am folgenden Tage fährt man zu allen seinen Bekannten, um zu gratuliren und einander „mit Eyern“ zu beschenken, die bei der ärmern Volksklasse gewöhnliche gesottene, bunt bemalte, bei den Vornehmern aber aus Porzellan, oder auch wohl aus Silber und Gold geformte sind. Die jungen Männer suchen besonders gern solche Familien auf, in welchen sich hübsche Frauen oder Mädchen befinden, denn auch diese dürfen dem eigentlichen Grusse nicht ausweichen und müssen die schönen Lippen zum Kusse darreichen. Eine Verweigerung wäre eine arge Beleidigung. Auch außer dieser Zeit grüßt man in Ruß-

land die Damen, indem man ihnen die Hand küßt und dafür einen Kuß auf die Wange erhält, eine gute Gelegenheit, mit einer gewandten Biegung die anmuthigen Lippen mancher Schönen zu erhaschen. — Bei diesen Besuchen am Ostersonntage wird man in allen Häusern aufgefordert, freudschaftlichst „ein Ey" zu essen, — ein Vorwand, um ein recht splendides Frühstück aufgetischt, oder zu einem ausgezeichneten Dîner. sich eingeladen zu sehen. — Auf der Straße sieht man die Russen paarweise sich in den Armen liegen, und mit dem: „Christos woskress!" einander abküssen. — Begegnet man einem Betrunkenen, was an diesem Tage etwas oft geschehen dürfte, dem etwa eine zärtliche Aufwallung überkäme, und sich Dir zum Küssen näherte, so verweigere ihm eine leichte Mundberührung nicht, denn unaufhaltsam würden die Thränen des Getränkten und Gekränkten in den Bart rollen. — Am Nachmittage geht der oben erwähnte Jubel der Maslinitza wieder auf dem Schloßplatze los. Die Theater öffnen sich, und der alte heitere Muth der Russen zeigt sich wieder auf die gewohnte harmlose Weise.

12.

Der Winter nimmt mit dem April Abschied. — Straßenpflaster. — Unannehmlichkeiten beim Eisgange der Newa. — Die Eröffnung der Schifffahrt durch den Festungs-Commandanten. — Ueberschwemmungen in Petersburg. — Wohlthätigkeitssinn der Russen. — Feuerlöschanstalten.

Der April ist bis zur Mitte vorgeschritten. Die strenge, aber trockne und der Gesundheit nicht nachtheilige Kälte ist verschwunden. Man begegnet nicht mehr „nase-weißen“ Menschen mit erfrorenem Geruchsgliede, und braucht also auch nicht mehr sorgsam auf den Ruf: „Noss!“ (die Nase) zu hören, wodurch ein Vorübergehender nns selbst etwa auf die Gefahr unserer eigenen aufmerksam macht, und dann auch wohl behülflich uns diese mit einer Hand voll Schnee so lange reibt, bis sie wieder in lebendige Thätigkeit tritt und die Leichenfarbe verliert. Es schneit und regnet zusammen. Die Wanka's rüsten sich mit ihren Schlitten zur Rückkehr in ihre Heimath, denn der Schnee auf den Straßen hat sich in eine Art schweren Sand verwandelt, der dem winterlichen Fuhrwerk hinderlich ist. Man reinigt die Straßen und die eigenthümliche Pflasterung, die sich jetzt schon über alle Hauptstraßen verbreitet haben dürfte, tritt reinlich hervor. Ein paar Worte über dieses Pflaster dürfte hier Platz finden. Bis zu den beiden Granit-Trottoirs, die durch niedere eisengegossene Pfeiler von der Straße getrennt sind, ist diese mit sechseckigen Holz-

blöcken parquettirt. In der Mitte befindet sich ein schmaler Abzugskanal für das Wasser und die Unreinlichkeiten. Der Parquetboden wird mit Theer bestrichen und mit grobem Sand bestreut, wodurch das Ganze einen ziemlich lange der Witterung trotzenden Ueberzug erhält. Eine solche Pflasterung würde wohl in keinem andern Lande, als in Rußland anzuwenden seyn, wo unermeßliche Waldungen das Material darbieten; jedensfalls ist dieß aber, wenn man einen Blick in die Zukunft wirft, eine arge Verschwendung. Das Geräusch, das die Menge der Equipagen Tag und Nacht auf diesem Parquet hervorbringt, ähnelt dem fernen Rollen des Donners und ist freilich nicht so unangenehm wie das Rasseln der Wagen über das frühere Steinpflaster, wo es lange Uebung für die z. B. auf dem Newski-Prospekt Wohnenden forderte, dabei den Schlaf zu finden. Man erinnere sich, daß die Herrschaften hier um halb elf Uhr in die Gesellschaft fahren und diese in ihren Equipagen erst um zwei oder drei Uhr Morgens verlassen.

Westwinde, die aus dem Meere das Wasser in die Newa treiben, heben die Eisdecke des Flusses und machen sie unsicher. Man kann den nahen Bruch voraussehen und beeilt sich, die auf dem Eise bei Beginn des Winters wieder aufgesetzte Schiffbrücke an das Ufer zu bringen. Die Communication mit den jenseitigen Stadttheilen ist aufgehoben, was für Manchen große Unannehmlichkeiten herbeiführt. So fuhr ich eines Abends aus meiner Wohnung im Newski-Prospekt über die noch stehende Brücke nach Wasili-

Ostrow zu einem Balle, der erst um vier Uhr Morgens endete. Ich kam an's Ufer, die Brücke war während der Nacht abgenommen, das Eis hatte sich langsam in Bewegung gesetzt nnd eine Ueberfahrt im Bote zwischen den gedrängten Eismassen war unmöglich. Ich mußte auf Wasili-Ostrow zwei Tage bei einem Bekannten logiren und dasselbe Schicksal theilten mit mir alle Personen des Balls, die auf der Admiralitätsseite wohnten.

Sobald der Fluß, wenn auch noch mit Eis treibend, eine Ueberfahrt auf Böten erlaubt, fährt der Commandant der Festung nach dem Winterpalais hinüber, wo er dem Kaiser einen silbernen Pokal mit Newawasser überreicht, der dann vom Monarchen mit Dukaten gefüllt und dem Ueberbringer zurückgegeben wird. Diese Ueberfahrt des Commandanten ist das Zeichen, daß es jetzt auch jedem Andern erlaubt ist, den Fluß zu passiren; hunderte von Böten beleben den Strom und alles fährt hin- und herüber, um Besuche bei Bekannten abzustatten. Die Brücke ist indeß auch wieder hergestellt, muß aber gewöhnlich noch einmal geöffnet werden, da nach acht Tagen die Eismassen aus dem Ladoga-See herabzukommen pflegen und auf ein paar Tage eine neue Unterbrechung herbeiführen. Es ist bekannt, daß die russische Regierung bei Anlegung großartiger und nützlicher Bauten gewiß mit dem Gelde nicht sparsam umgeht, allein bis jetzt ist es noch unausführbar gewesen, über den sehr breiten, tiefen und einem so starken Eisgange ausgesetzten

Strom eine feste Brücke zu erbauen. Wäre es möglich gewesen, hätte man damit gewiß nicht gezaudert.

Petersburg liegt niedrig, ist aus einem früher öden Sumpf heraus gebaut und steht daher auf wasserreichem Boden. Daher die öftern Ueberschwemmungen, wenn im Frühjahr oder Herbst die Westwinde das Wasser des finnischen Meerbusen in die Newa treiben und diese anschwellen. Die vom 7. November 1824 ist wohl die größte, welche Petersburg betroffen hat. An den Straßenecken zeigen rothe Striche an den Häusern mit der Benennung jenes Tages, wie hoch das Wasser damals stieg, in niedrigen Straßen bis auf 8 Fuß. Die Verwüstung und das Unglück, damals durch das wüthende Element hervorgebracht, war unbeschreiblich. Aber hier zeigte sich der Wohlthätigkeitssinn der Russen wieder im schönsten Lichte. Ich besitze noch das gedruckte Verzeichniß der Beiträge, die aus allen Theilen des Landes, so wie von Russen im Auslande für die Unglücklichen einliefen, und muß gestehen, daß in keinem andern Reiche bei ähnlicher Gelegenheit solche bedeutende Opfer gebracht werden dürften. So war in Moskau ein Committé zusammengetreten, das in den drei Wochen bereits die Summe von 250,000 Rubeln nach Peterburg sandte. Der Geheimerath Demidow gab für seine Person 20,000 Rubel, vierzehn Tage später wieder 30,000 Rubel. Ein leibeigener Bauer spendete 1000 Rubel. Der Kaiser gab für den ersten Augenblick eine Million und 300,000, — die weiblichen Mitglieder der Kaiserlichen Familie

250,000 Rubel. Die ganze Summe, die vom Tage der Ueberschwemmung, den 7. November bis zum 28. December 1824, also in noch nicht zwei Monaten, als erste Vertheilung für die Verunglückten (denn die Sammlung dauerte noch beinahe ein Jahr fort) disponibel gestellt wurde, betrug 4,229,914 Rubel. — Es mag dieß als Beweis für den in Rußland vorhandenen Reichthum, und dann für die Bereitwilligkeit der so oft verkannten Russen, Wohlthaten zu spenden, gelten.

Die Ueberschwemmungen kommen in Petersburg sehr schnell, gewöhnlich in wenigen Stunden. Ich fuhr eines Abends um 6 Uhr zu einem deutschen Freunde in der Galeerenhofstraße, eine der tief liegenden, fand aber noch keine Spur von Wasser, obgleich ich schon gesehen hatte, daß der Fluß bedeutend stieg. Als ich um 10 Uhr nach meiner Wohnung zurückkehren wollte, stand die ganze Straße schon unter Wasser und reichte bis über die niedern Räder der Droschke, so daß man schon, um nicht den Schnupfen zu bekommen, die Füße gewaltig in die Höhe ziehen mußte. Aus den Kellerwohnungen der Häuser, größtentheils von Krämern bewohnt, flüchteten diese schon mit ihren Waaren in die höhern Stockwerke. Durch die in den Straßen befindlichen kleinen Oeffnungen, die in die Abzugskanäle führen, drang, wie aus sprudelnden Quellen, das Wasser mit Gewalt hervor. Es war ein finsterer, stürmischer Abend, der Westwind braußte immer stärker und alles fürchtete ein Unglück, dem ähnlich, das noch grausig vor dem Gedächtniß schwebte.

Die Laternenzahl auf dem Admiralitätsthurme vermehrte sich, zum Zeichen, daß das Wasser noch im Steigen begriffen sey. Eben so deuteten die von Viertelstunde zu Viertelstunde auf der Festung gelösten Lärmkanonen darauf hin. Erst am andern Mittage sank die Fluth auf ihren gewöhnlichen Standpunkt zurück.

In derselben Nacht, als das Element des Wassers gefahrbringend drohte, brach in dem entlegenen Moskowischen Stadttheile, und einer Querstraße des Ismailoffschen Prospects Feuer aus, das den dort größtentheils aus Holz erbauten Häusern bei dem starken Sturmwinde hätte gefährlich werden können, wenn sich die Feuerpolizei hier nicht wieder in ihrer gewohnten Thätigkeit gezeigt hätte. In allen Stadttheilen befinden sich mehrere Polizeihäuser, in welchen Spritzencommando's stationirt sind, mit hohen hölzernen Thürmen, auf deren Gallerien stets zwei Wächter die Wache haben. Sobald diese ein ausbrechendes Feuer bemerken, benachrichtigen sie davon durch einen Glockenzug die unten befindlichen Pompier's, die dann sofort nach der Brandstätte eilen. In welchem Stadttheile es brennt, wird am Tage durch oben auf dem Siége-Thurm aufgesteckte vier schwarze große Ballon's angezeigt, aus welchen man für jeden Stadttheil telegraphenartig verschiedene Figuren zusammensetzt; in der Nacht geschieht dies durch Laternen. Für jedes Löschcommando ist nach Minuten die Zeit bestimmt, in welcher sie auf der Brandstelle eintreffen müssen. Das ganze Corps der Pompier's ist mit

Unter= und Oberoffiziere rein militärisch organisirt und uniformirt, und hat außer diesem Dienst keine andere Beschäftigung. In jeder Woche finden Exercitien statt; manchmal wird ein außerhalb der Stadt aus Holz leicht aufgeführtes Gebäude in Brand gesteckt, um die Leute für den praktischen Dienst zu üben. Die Bespannung der Maschinen ist trefflich, die Löschapparate selbst sind zweckmäßig und dabei hinsichtlich des Aeußern, z. B. der Messingbeschläge u. dergl. mit einer gewissen Eleganz eingerichtet. — Zu den brauchbarsten Apparaten sind die Rettungsleitern zu zählen, die man mit leichter Mühe schnell zu der Höhe der obersten Stockwerke der brennenden Häuser auseinanderschieben kann. Eben so die großen Stricknetze, die mit festem Segeltuche überzogen sind und von mehreren Menschen ausgespannt gehalten werden, um diejenigen, die sich aus dem obern Theile der brennenden Gebäude nicht anders als durch einen Sprung retten können, aufzufangen. Dies Manöver wird von den Pompier's selbst bei ihren Uebungen exercirt und noch nie ist dabei ein Unglück vorgefallen. Große Filzdecken, die man mit Wasser stark anfeuchtet, dienen dazu, um sie auf brennende Balken zu legen und so dem Feuer Einhalt zu thun. — Damit im Winter bei strengem Frost das Wasser nicht gefriert, sind unter den fahrbaren Wasserbehältern eigne Vorrichtungen zur Aufnahme von glühenden Kohlen angebracht. Es ist interessant bei dem Löschen die strenge Ordnung zu beobachten, mit welcher die Pompier's die Befehle ihrer Obern ausführen und die todverach=

tende Unerschrockenheit, mit welcher die ernsten, kräftigen Gestalten sich mitten in das verderbliche Element hineinwagen, und auf den schmalen, vom Feuer umwogten Pfaden hoch oben auf den Dächern einherschreiten. — Gewöhnlich läßt der Kaiser nach einem Brande eine Gratification unter das Corps vertheilen.

13.

Ankunft der ersten See-Schiffe in Kronstadt. — Billigkeit der Südfrüchte. — Rascher Uebergang vom Winter zum Sommer.

Die Sonne scheint schon wärmer und aus dem drei Meilen von der Residenz mitten im Meere belegenen festen Kronstadt kommt die Nachricht, daß die ersten Schiffe eingelaufen wären. Ihre Ladung besteht jedesmal in Südfrüchten: Apfelsinen und Citronen, die man, um sie durch schnellen Verkauf dem Verderben zu entziehen, um einen höchst billigen Preis, gewöhnlich zehn Stück der Erstern (man rechnet in Rußland stets nach dem Decimal-System) um ungefähr 20 rheinische Kreuzer erhält. Alle Fruchtläden, in denen nun auch schon Erdbeeren, wovon freilich im April eine kleine Kaffeetasse voll mit 5 bis 10 Rubeln bezahlt wird, prangen, füllen sich mit diesen saftigen Fremdlingen aus dem Süden. Selbst die bärtigen Iswoschtschik's und Muschik's (niedere Arbeiter) thun sich etwas zu Gute, lassen einige Kopeken springen, und man sieht sie dann auf den Trot-

toirs sitzen und gemüthlich die Früchte speisen, eine Scene, die uns nach Italien versetzt, wenn uns nicht vieles Andere daran erinnerte, daß wir uns unter dem 60sten Grad nördlicher Breite befinden.

Es ist für den Fremden eine eigne Erscheinung, wie rasch der Winter hier mit dem Sommer wechselt. Den allmähligen Uebergang vermißt man ganz. Heute noch liegt der Schnee auf den Dächern und drei Tage später fangen die Bäume schon an, sich zu belauben. Es ist, als ob die nordische Natur den Galopp liebte, wie die russischen Postillons.

14.

Spazierfahrt im Park von Katharinenhof bei der Frühlingsfeier am 1. Mai. — Armenische Fürstinnen. — Der Samojede. — Die beiden persischen Mönche. — Die Parade auf dem Marsfelde. — Die Tscherkeßen-Garde. — Wahrhaftigkeit der französischen Zeitungsnachrichten. — Russischer Muth. — Schtscherbina und Owetschkin. General Baghufwud. — Militairische Lehranstalten. — Die russischen Offiziere. — Die Flotte. — Die Landarmee.

Aehnlich wie am 1. Mai der Beginn des Frühlings in Wien durch die Praterfahrt gefeiert wird, geschieht es in Petersburg durch die Fahrt nach dem Park von Katharinenhof, einem Lustschlosse dicht vor der Stadt am Meere belegen. Dies Fest scheint eigentlich nur da zu seyn, um den Leuten seine neue Equipage zu zeigen, in der man die große Allee lang-

sam hinauf= und dann hinabfährt, so daß stundenlang zwei Wagenreihen neben einander sich auf und nieder bewegen. Die Kaiserin mit den Prinzessinnen und ihren Damen nehmen auch hieran, wie an allen öffentlichen Volksfesten, Theil, eben so der Kaiser mit den Großfürsten, die zu Pferde erscheinen. In der Mitte des Weges sammeln sich die Fußgänger zwischen den beiden Wagenreihen, um zu lorgnettiren und neben den langsam fahrenden Equipagen hergehend einige Worte mit bekannten Damen zu wechseln. Das Volk zerstreut sich in den weitläufigen Anlagen des Parks, um sich in den wohlbesetzten Restaurationen und Schenkbuden zu belustigen. Sonderbare Trachten aus allen Theilen des Reichs sieht man auch hier wieder in Menge. Die Fremden, die mir am meisten auffielen, waren die armenischen Fürstinnen, in ihrem halb orientalischen Anzuge, mit kronenartigem Kopfputze und langem, weißem Schleier, die, seit ihre Länder sich der Hoheit Rußlands unterworfen haben, in Petersburg leben, im Winterpalais ihre Wohnung haben und von der russischen Krone bedeutende Apanagen beziehen. — Dann amüsirte mich ein Samojede, ein krummbeiniges, etwa drei und einen halben Fuß hohes Kerlchen, mit plattem, runzeligem, von schwarzen, struppigen Haaren beschattetem Gesicht. Seine Beine waren von hohen Stiefeln aus unbearbeiteter Rennthierhaut bekleidet, dazu trug er einen kurzen scharlachrothen Rock, der um den Hüften mit einem blanken Blechreife gegürtet war. Um den Hals hatte er eine silberne Medaille mit dem Bildnisse des Kai=

sers gehängt. Ich sah ihn schon auf der Neujahrsmaskerade im Winterpalais und hörte, daß er von seinem Volke abgeordnet sey, um dem Kaiser irgend etwas ihren Stamm Betreffendes vorzutragen. Vermuthlich hatte er bei dieser Gelegenheit auch jene Medaille vom Monarchen erhalten. — Er schien nach seinen Kapriolen und Sprüngen, mit welchen er umher hüpfte, sich höchst wohl in dem ihn umgebenden, ungewohnten Gewühl zu befinden, und bildete in seinem zwergartigen Aeußern einen sonderbaren Contrast mit einem ernsten, breitschulterigen, kolossalen Garde-Unteroffizier, der ihn, gleichsam als beigegebener Cavalier, bei der Hand führte. Als der Kaiser ihn erblickte, ritt er auf ihn zu und unterhielt sich mit ihm einige Minuten. Aus dem marionettenartigen Händeklatschen und Aufhüpfen schien hervorzugehen, daß der Kleine dem Monarchen sage, wie sehr er sich amüsire. Ich muß gestehen, daß mir außer diesem Nachbar des Nordpols, der vielleicht bei seinem Volke für einen Adonis gelten mag, nur noch Ein häßlicherer Mensch vorgekommen ist, freilich von einer andern Qualität, und das war ein Eunuch im Serail zu Constantinopel, mit dem ich meiner Neugierde wegen einen kleinen Dispüt zu bestehen hatte. — Auch zwei persische Mönche in ihren langen, dunkeln Gewändern, mit hohen, spitzen Mützen schritten ernst unter der Menge einher. Ueber ihre Anwesenheit in Petersburg stehe hier Folgendes. Anfangs April 1833 fand man bei anbrechendem Morgen auf der Schwelle des Winterpalais zwei fremd-

artige Gestalten sitzen. Man fragte sie nach ihrem Begehr, allein sie schienen die russische Sprache nicht zu verstehen, indem sie nur das Wort „Zaar" mehreremale wiederholten. So verweilten sie hier, unbeachtet von dem Volke, das an fremde Erscheinungen in Petersburg gewöhnt ist, bis um 11 Uhr der Kaiser zu der täglich stattfindenden Parade aus dem Palaste herabkam. Die Fremden beugten das Knie vor ihm und redeten ihn in einer Sprache an, die der Kaiser nicht kannte, die aber einer der Adjutanten, der den Krieg in Persien mitgemacht und dort die Landessprache erlernt hatte, verstand. Dieser dolmetschte dann Folgendes: „Die Fremden wären persische Mönche, die von dem Ruhm des Russen-Zaars, von seiner Milde, die er den besiegten Persern hatte angedeihen lassen, gehört hätten. Ihr einziger Wunsch sey gewesen, den großen Monarchen einmal in ihrem Leben zu sehen. So hätten sie sich aus ihrer Heimath aufgemacht, wären Monate lang zu Fuße durch das fremde Land gewandert, in diesem Augenblicke aber für alle ihre Mühe belohnt. Sie hätten den Kaiser gesehen und wollten jetzt wieder zurückkehren. Die Erinnerung an diese Stunde würde ihnen eine freundliche für ihr ganzes Leben seyn!" — Der Kaiser forderte die Fremdlinge auf, länger in seiner Hauptstadt zu verweilen, ließ ihnen eine Wohnung im Palaste anweisen, und gab ihnen einen Offizier, der es sich angelegen seyn lassen sollte, seinen Gästen den Aufenthalt so angenehm, wie möglich zu machen.

Reichlich beschenkt wurden sie später auf kaiserliche Kosten nach ihrer Heimath zurückgeschickt.

In den ersten Tagen des Mai-Monats findet eine Parade sämmtlicher Garden auf dem Mars-Felde, das gerade nicht zu den kleinsten Plätzen gerechnet werden dürfte, da die russische Garde bekanntlich ungefähr 50,000 Mann stark ist, statt. Schon am Morgen um 7 Uhr beginnt die Aufstellung der Truppen theils auf dem Platze selbst, theils, wie es mit der Artillerie der Fall ist, in den anstoßenden Straßen. Allmählig füllen sich die Fenster der den Platz umgebenden Palais mit Zuschauern; eben so der Sommergarten, der nur durch einen schmalen Kanal vom Marsfelde getrennt ist. Um 11 Uhr erscheint der Kaiser nebst seinem Bruder, dem Großfürsten Michael und dem Großfürsten Thronfolger, umgeben von einer Adjutanten-Menge zu Pferde, die einzelnen Reihen hinabreitend, die ihn mit einem Morgengruße empfangen, worauf der Kaiser antwortet: „Ich danke Euch, meine Kinder!" — Nun naht die Kaiserin mit den Prinzessinnen, den jüngern Prinzen und ihren Damen in offenen Wagen, am Kanal des Sommergartens Platz nehmend. Unterdessen hat sich auch das diplomatische Corps zu Pferde eingefunden und neben den Equipagen der Kaiserin aufgestellt. Eben dahin begiebt sich auch der Kaiser, wenn er die Reihen durchritten, und begrüßt seine Gemahlin und die anwesenden Diplomaten, unter denen er hauptsächlich den preußischen Gesandten (damals General Schoeler) und den des östreichischen Hofes, Grafen

Fiquelmont auszeichnet, dessen Gemahlin von der Kaiserin mit vieler Freundschaft beehrt wird. — Kurz vor dieser Parade hatte der französische Geschäftsträger geäußert, daß die Pferde der russischen Cavallerie schlecht seyen, was übrigens eine echt französische Lüge war, da die meisten Pferde der Garde nicht unter 1000 Rubel angekauft, und von keiner andern Cavallerie, selbst nicht von der englischen übertroffen werden. Der Kaiser hatte diese Aeußerung erfahren und als nun die herrliche Reiterei vorbeidefilirte, wandte er sich an den östreichischen Botschafter, indem er lächelnd fragte: „Was meinen Sie, Graf Fiquelmont, würden meine schlechten Cavallerie-Pferde wohl einen Marsch nach Paris aushalten?" Ob der nebenstehende Franzose von dieser Frage sehr erbaut gewesen, lassen wir dahin gestellt seyn.

Der Kaiser winkt, die Adjutanten sprengen fort und die Truppenmassen setzen sich in Bewegung. Zuerst defilirt die Infanterie vorbei, während die Musikchöre der einzelnen Regimenter auf der Seite in der Nähe des Kaisers sich aufstellen. Es ist ein imposanter Anblick, diese enggeschlossenen Glieder, wovon die meisten aus wahren Athletengestalten gebildet sind, mit festem Schritte vorübermarschiren zu sehen. Daß sie nicht nur Soldaten für die Parade sind, haben sie in den letzten Kriegen genugsam bewiesen. Am meisten gefiel mir das Pawlowskische Garde-Regiment, das noch die altgeformten gelben Blechmützen beibehalten hat. Den Vorbeimarsch der Cavallerie beginnen Tscherkeßen, eine aus 300 Mann bestehende Truppe.

Es sind Bewohner des Kaukasus, die, so oft sie sich auch der russischen Oberherrschaft unterwarfen, dennoch jede Gelegenheit ergriffen, um wieder mit ihrer gewohnten Wildheit hervorzubrechen und die dort stehenden russischen Truppen zu beunruhigen. Die Regierung hat nun einen Grundsatz angenommen, durch den sie sie fester an sich bindet. Von drei zu drei Jahren nämlich sendet man 300 Mann dieser Tscherkeßen nach Petersburg, wo sie, mit Beibehaltung ihrer Nationaltracht und Bewaffnung eine Abtheilung des Gardecorps bilden, und ihnen sowohl durch eine ausgezeichnete Behandlung, wie auch durch eine hohe Gage (der Gemeine erhält monatlich 25 Thaler preußisch) der Aufenthalt dort sehr angenehm gemacht wird. Nach drei Jahren wechseln sie mit neuen Ankömmlingen und in ihre Berge zurückgekehrt, können sie dort ihren Landsleuten nichts anderes als von der guten Behandlung, die man ihnen in der Residenz angedeihen ließ, erzählen, wodurch also auf die Stimmung des Volks gegen die russische Regierung vortheilhaft eingewirkt wird. Diese Maßregeln sind von erwünschtem Erfolg gewesen, denn seit einigen Jahren hört man nichts mehr von ihren räuberischen Streifzügen. Ihre Uniform besteht aus einem spitzen Stahlhelm mit langem Roßschweif. Von dem untern Theil des Helms fällt ein Stahlnetz herab, das vorne unter dem Kinn zugehackt wird, und so den Hals und Nacken deckt. Ueber einen rothen, auf polnische Art gemachten kurzen Ueberrock tragen sie ein aus kleinen, glänzenden Stahlringen zusammengesetztes netzartiges

Panzerhemd. Vom Ellbogen bis zur Hand ist der Arm, und vom Knie bis zum Fuße das Schienbein mit Stahlschienen geschützt. Dazu enge Beinkleider und kurze Schnürstiefeln. Im Gürtel stecken zwei lange türkische Pistolen und ein Handschar (türkischer Dolch). An der Seite hängt eine Fangschnur, die sie im Gefecht ihren Feinden mit vieler Geschicklichkeit über den Kopf zu werfen verstehen. Ein türkischer Säbel, und eine auf dem Rücken hängende lange türkische Flinte vollenden die Bewaffnung. Auf der Brust befinden sich zwei Patronenbehälter. Die Geschicklichkeit dieser Leute ist bewundernswerth und sie zeigen sie öfter vor dem Kaiser und der Kaiserin. Im vollsten Pferdelauf durchschießen sie mit der Flinte oder Pistole ein auf die Erde gelegtes Kartenblatt, ohne jemals zu fehlen Eben so heben sie im Carriere vom Boden ein Geldstück auf, indem sie sich bis unter den Bauch des Pferdes hinabbiegen und sich dann wieder mit vieler Gewandtheit in den Sattel schwingen. Ihr Anführer, Sultan Ghirei, so wie alle Andere sind Mahomedaner. Dennoch tragen viele von ihnen mit großer Aufklärung das durch ihre Religion verpönte Zeichen des Kreuzes, nämlich in Ordensform auf der Brust.

Den Tscherkeßen folgt das Regiment der Chevalier-Garde, deren Chef die Kaiserin ist; dann das Regiment Garde du Corps, hierauf zwei Garde-Cuirassier-, das Garde-Husaren Regiment, und das der Grenadiere zu Pferde, deren Kopfbedeckung: ein Helm mit querüberliegendem Haarwulst, von dem auf den

Rücken herab ein Beutel von rothem Tuche hängt, sich sehr vortheilhaft ausnimmt. Nun nähert sich das Leibgarde-Kosackenregiment, angeführt vom Großfürsten Thronfolger, als Hettmann sämmtlicher Kosacken, dann noch zwei andere Garde-Kosacken-Regimenter in ihren geschmackvollen, leichten Anzügen; hinter diesen das Garde-Tartaren-Regiment, ähnlich den Kosacken in rothen, kurzen Jacken gekleidet, mit rother, kürbisförmiger, sich schon dem Orientalischen nähernden Kopfbedeckung. Dann dröhnt die Artillerie heran, die hell in der Sonne glänzenden Geschütze mit einer Bespannung, die der besten Equipage Ehre machen würden. Viel hat die neuere Zeit verändert; sonst kannte man die Kosacken nur als einzeln umherschweifende leichte Reiter, jetzt sehen wir hier eine eigne Garde Kosacken-Artillerie angetrabt kommen, leichte Geschütze nur mit vier Pferden bespannt. Wir zählten 80 Geschütze der gesammten Garde-Artillerie, eine Zahl, mit der manche Armee schon zufrieden seyn dürfte. Den Beschluß macht eine seltsame Erscheinung, nämlich Schiffe zu Lande. Es ist das Corps der Pontonnier's, die auf achtspännigen Wagen große flache Böte, zum Uebersetzen der Truppen über Flüsse mit sich führen. So marschiren 18 Schiffe, je sechs in einer Reihe vorüber, andere Wagen mit den dazu gehörigen Balken und Brettern, um eine Brücke zu schlagen, folgen. Zweimal ist die ganze Truppenmasse vorübergezogen, es ist 3 Uhr Nachmittags geworden und der Zuschauer ist vielleicht vom bloßen Schauen so müde, wie der Soldat vom Marschiren.

Bald nach dieser Parade im Mai 1833 las man in französischen und nach diesen auch in einigen revolutionairen süddeutschen Blättern eine wunderbare Geschichte, folgenden Inhalts: „Ein Gardeoffizier, beseelt von dem Gedanken, die Welt von dem Kaiser Nicolaus, diesem Unterdrücker der Freiheit zu erlösen, hätte auf ihn bei jener Parade eine Pistole abgefeuert. Der Schuß hätte gefehlt und der hochherzige Märtyrer wäre sofort von andern Offizieren niedergehauen worden.“ — Die Unzahl französischer Lügen dieser Art und das Wiederkäuen derselben von deutschen Freiheitsmännern ist eben so lächerlich wie der Hermelin-Mantel, den sich der Volksbefreier Behr aus Würzburg, jetzt in der münchner Frohnveste, als künftiger „Herzog von Schwaben“ anfertigen ließ. Jenes Märchen zu widerlegen, ist nicht der Mühe werth. Ich selbst stand bei jener Parade ungefähr zwanzig Schritte vom Kaiser, und habe von jenem französischen Zeitungs-Pistolen-Schuß weder etwas gehört, noch gesehen. Der einzige Unfall, der sich bei jener Gelegenheit zutrug, war das Niederfallen eines Artilleriepferdes, und es gehört freilich eine starke Phantasie dazu, dieß in einen Mordanfall auf den Kaiser von Rußland umzuwandeln.

Es dürfte hier der Ort seyn, einiges, das russische Militair betreffende, mitzutheilen. Der Russe ist von Natur zum Krieger geschaffen; er besitzt einen starken, den Strapatzen trotzenden, und dabei geschmeidigen und gewandten Körper. Sein Gemüth ist heiter, sein Blick schnell umfassend, seine Tapferkeit durch

nichts, als den Tod zu beugen. Dabei prahlt er selbst nicht mit solchen Thaten, die anderswo mit emphatischen Redensarten verewigt werden würden. Das Witzwort eines französischen Grenadiers hallt in ganz Frankreich wieder und brüstet sich als etwas Herrliches dann auch wohl noch in ausländischen Blättern. Des russischen Kriegers Heldenthaten werden von seinem Monarchen anerkannt, doch für den Fremden bleiben sie in Dunkel gehüllt. Wir theilen hier, nach der Erzählung eines Militairs, der im Kaukasus kämpfte, ein Beispiel von Tapferkeit mit, das wohl von Interesse seyn dürfte.

Auf den Felsenmassen des Kaukasus hatte sich eine dunkle Decembernacht gelagert, aus den Klüften dampfte der Nebel. In dem tartarischen Dorfe Tschirach, das mit der Festung gleichen Namens im Chanate Kurach unter russischem Schutze liegt, herrschte die Ruhe und der Schlaf. Der Ort war von einem Bataillon des Apscheronschen Grenadier-Regiments vertheidigt. Das Echo wiederholte nur selten den Ruf der Wachen von der kleinen Festung und das Pferdegetrapp der Grebenskischen Kosacken, die die Runde machten. Da ertönten in der Umgegend Flintenschüsse und wie ein Gewitter stürmten vom Gebirge herab die wilden Lesghier und überfielen das Dorf. Ein blutiger Kampf begann. Achtzig Grenadiere wurden in der Kaserne, noch vom Schlafe befangen, niedergemetzelt, andere sanken, sich vertheidigend, unter der Uebermacht. Viele entkamen, in der Festung Schutz suchend.

Schtscherbina, Fähnrich im genannten Regi-

mente, hörte in dem Hause, in dem er einquartirt war, das wüthende Geschrei der Lesghier, das Heulen der niedergemetzelten Frauen und Kinder. Furchtlos sprang er ins Freie und stürmte, indem er durch seinen Zuruf von den zerstreuten Grenadieren ungefähr funfzig sammelte, in den dichtesten Haufen der Feinde und schlug sich, da er sich bereits von der Festung abgeschnitten sah, den Säbel in der Faust, mit seinen Leuten bis zu einem hohen steinernen Minaret durch, wo er sich festsetzen und sein Leben theuer verkaufen wollte. Ueber Leichen der Feinde ging seine Bahn und so erreichte er diesen Zufluchtsort. Die Sonne stieg herauf und beschien das blutgetränkte Dorf, das Unglück der in der Festung und im Minaret Belagerten. Mehr als 12,000 Lesghier, unter Anführung des räuberischen, berüchtigten Surchai-Chan von Kusukumuik hielten die beiden Zufluchtsorte umringt. Der Tag verging, keine Kugel von Schtscherbina's Schützen fehlte, aber auch die Feindeskugeln durch die Spalten dringend, streckten im Minaret manchen Russen nieder. Der Staabs-Capitain Owetschkin machte unterdessen zwei Ausfälle aus der Festung, um die Kameraden im Minaret zu befreien. „Kehre zurück!" rief ihm der heldenmüthige Schtscherbina zu; „schone Deine Mannschaft zur Erhaltung der Festung, denn diese ist dem Vaterlande nöthiger, als mein Leben. Ich habe mich dem Tode geweiht, doch nicht vergebens werde ich sterben. Wenn ich keine Kugeln mehr habe, erdrücke ich durch meinen Fall den Feind!" — Endlich zertrümmerten die Berg-Räuber die Pforte des

Minarets, stürzten hinein und die, die sich ihnen entgegenstellten, verbluteten unter ihren Dolchen. Sie stürmten die enge Treppe hinauf, aber oben drängte sich Schtscherbina mit den Seinen ihnen entgegen. Jedes Feindeshaupt, das durch die Fallthüre emportauchte, wurde von russischen Säbelhieben gespalten. Wohl sahen die Lesghier, daß sie nur das Leben ihrer Krieger unnütz opferten und gegen die Tapfern nichts ausrichen konnten, daher gaben sie den Sturm auf, zogen sich zurück und begannen den Thurm zu untergraben. Ohne einen Tropfen Wasser, die trockne Zunge zu lechzen, mitten unter Leichen und Sterbenden hielt sich der Fähnrich zwei Tage, ohne sich zu ergeben. Am dritten Tage stürzte das Minaret zusammen. Die erbitterten Lesghier zogen den halb zerschmetterten jungen Krieger unter dem Schutthaufen hervor, schnitten ihm die Waden auf, rissen ihm die Sehnen heraus und marterten ihn vor den Augen der in der Festung Belagerten langsam zu Tode. So starb Schtscherbina, ein Vorbild und zugleich Opfer der Tapferkeit, ein Jüngling, der durch seine Charakterstärke, seinen Geist und seine Bildung zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Er starb für das Vaterland — sein Tod bezeichnet eine schöne Zeile in den Annalen des russischen Kriegsruhms!

Die umzingelte kleine Festung Tschirach bestand aus einem Quadrate, in den vier Ecken mit runden Bastionen versehen, und über den Schießscharten mit einer hohen Brustwehr gegen einen unvorhergesehenen Ueberfall. Trotz eines starken Kartätschenfeuers nah=

ten sich die Lesghier dennoch der Festung, sprangen in den Graben und drückten sich dicht an die Mauer. Um sie so mit dem Gewehre zu treffen, mußten sich die Russen über die Brustwehr hinüberbiegen, und so gaben sie und empfingen aber auch dafür sichern Tod. Ein mehreremal versuchter Sturm der Feinde wurde mit großem Verluste für sie zurückgeschlagen, aber auch der der Belagerten war nicht unbedeutend. Kühne aber erfolglose Ausfälle verringerte die Zahl der Letztern noch mehr. Die Offiziere gingen mit erhebendem Beispiele der Tapferkeit voran, indem sie Aug' in Aug', Brust an Brust mit dem Feinde kämpften. Sie fielen alle, bis auf den, am Fuß verwundeten Staabskapitain Owetschkin, der mit hundert Mann, von welchen die Hälfte aber auch blessirt war, noch übrig blieb. Mit jedem Augenblicke wurde die Lage der Garnison schrecklicher. Drei Tage schon hatte die Belagerung gewährt, und die russischen Krieger hatten keinen Tropfen Wasser, um ihre vom Durst zersprungenen Lippen zu netzen, um ihre Wunden auszuwaschen. Einige wagten es, sich in der Nacht von der Mauer herabzulassen und zu einer nahen Quelle zu schleichen, doch nur Wenige kehrten zurück, mehrere dieser edlen Krieger zahlten das zur Rettung ihrer Kameraden geschöpfte Wasser mit ihrem Blute. Die Soldaten glaubten, daß sie sich durch Nagen an den Flintenkugeln und durch das Verschlucken von Pulver erfrischen würden, doch Hitze, Mattigkeit und Schlaflosigkeit vermehrten ihre Leiden; die Kugeln, mit denen sie ihre gefallenen Kameraden rächten, gingen auf

die Neige. Die Lesghier forderten sie wiederholt zur Uebergabe auf, bis jetzt waren aber alle Vorschläge mit Verachtung zurückgewiesen worden. Endlich schien es, als ob die Ermatteten in ihrem festen Entschlusse wanken würden. Da wandte sich Owetschkin zu seinen Soldaten und redete sie an: „Kameraden! ich theilte mit Euch Ruhm und Ungemach, ich erhielt mit Euch meine Wunden, ich führte Euch stets vorwärts und sah nie Euch fliehend. Macht mir nicht den Kummer, daß ich Euch jetzt am Ende meines Lebens, wie Feige waffenlos, Euch und mich in schimpflicher Sclaverei sehe. Wollt Ihr den russischen Namen beschimpfen, so schießt mir zuerst eine Kugel durch den Kopf; dann thut was Ihr wollt, wenn Ihr nicht mehr thun könnt, was Euch die Pflicht gebietet. Wollt Ihr meine Befehle nicht mehr hören, so hört auf meine Bitte. Tödtet Euren Führer, wenn Ihr nicht mehr gegen den Feind kämpfen wollt!“

So sprach ein Russe zu Russen. Mit Entzücken wurden die feurigen Worte aufgenommen. Alle Leiden waren vergessen, mit Begeisterung legten die Soldaten die Hand an den Säbel und schwuren, eher zu sterben, als sich zu ergeben. Aufs Neue knallten Flinten- und Kanonenschüsse. — So war der vierte Tag erschienen und der Held Owetschkin, durch Blutverlust erschöpft, sank in tiefe Ohnmacht. Da machte ein Feldwebel den Soldaten den Vorschlag, sich dem Feinde zu ergeben. „Wir haben keine Hoffnung auf Hülfe mehr!“ sprach er, „unser Pulvervorrath geht zu Ende. Durst, Wunden und Ermattung haben Schatten aus

B S B
MÜNCHEN

uns gemacht. Ergeben wir uns jetzt nicht, so dringen in einer Stunde die Lesghier, ohne einen Schuß zu thun in die Festung und schlagen uns wie Fliegen todt. Sie versprechen uns ehrliche Gefangenschaft oder Schtscherbina's Schicksal. Darum müssen wir uns ergeben und selbst unsere Feinde werden uns nicht vorwerfen können, daß wir unsre Pflicht gegen Kaiser und Vaterland vernachlässigten!" Owetschkin, der in seinem traumähnlichen Zustande dieß hörte, raffte sich mit aller ihm übrig gebliebenen Kraft auf und schleuderte den Feldwebel zu Boden, indem er rief: „Bindet diesen Elenden! Wer von Uebergabe spricht, stirbt von meiner Hand. Jetzt tragt mich zur Kanone!" — Damit die Artilleristen nicht beim Laden erschossen würden, hatte man die Schießscharten vor den Kanonen mit Bretter verdeckt. Mit schwacher Hand ergriff Owetschkin die Lunte, rief: „Brett hinweg!" und brannte das Geschütz gegen den Feind ab. Doch hundert feindliche Kugeln flogen durch die Oeffnung und Owetschkin sank von zwei in die Seite, von einer ans Ohr getroffen, auf der Mauer nieder. Ohne Murren sanken seine braven Kameraden neben ihm sterbend hin.

Nach einer Stunde rüsteten sich die Lesghier aufs Neue zum Sturm und nun schien der Untergang der heldenmüthigen Vertheidiger der Festung unvermeidlich. Da plötzlich sah man in der Ferne russische Bajonette blitzen und von den Höhen des Kaukasus jagten die Grebenskischen Kosacken herab. Die Lesghier flohen und die russischen Fahnen beschatteten die

halbtodten Helden. Nur siebzig waren noch vom ganzen Bataillon am Leben und nur acht ohne Wunden. Die Gebirgsbewohner haben die Gewohnheit, ihre Todten wegzuschleppen und dennoch deckten noch 1500 Leichen den Kampfplatz. — Die angekommenen Befreier machten einen Theil des Corps des Generals Madatow aus. Thränen der Freude, des Lobes, der Bewunderung, das Entzücken der Retter und der Erretteten feierten diese Scene. Diese Begebenheit trug sich im Jahre 1819 zu. Der Kaiser Alexander avancirte Owetschkin und schmückte ihn mit dem Wladimir-Orden. Die Georgen-Kreuze, die dem Bataillon übersandt wurden, fanden nur Wenige am Leben. Friede ihrer Asche, Ruhm ihren Namen!

Nach einem halben Jahre befand sich Owetschkin geheilt wieder unter dem General Jermolow bei der kaukasischen Armee und bat sich von dem Befehlshaber die Erlaubniß aus, bei der Erstürmung der Festung Choisrek in den vordersten Reihen kämpfen zu dürfen. Eine höhere Hand schützte auch hier sein Leben und der Monarch belohnte ihn mit neuen Ehren.

So weit lassen wir den russischen Erzähler dieser buchstäblich wahren Begebenheit sprechen. Die Feldzüge der Russen sind reich an Beispielen von Selbstaufopferung; eins derselben aus dem Kriege 1807, sey hier noch mitgetheilt, da es auch auf die Gemüther der Feinde kräftig einwirkte und selbst in ihren Augen den ritterlichen Charakter des russischen Volks erhöhte:

Die russische Armee unter General Benningsen stand in den Umgebungen von Czernow, Stre-

koczin und Neustadt; die Franzosen hielten das linke Weichselufer besetzt. Die russischen Vorposten unter Befehl des Generals Baghufwud waren an den Ufern der Wkra aufgestellt. Russen und Franzosen scharmützelten beständig mit einander und das immerwährende Schießen brunruhigte das Hauptquartier und hinderte die Cavalleristen an der Besorgung ihrer Pferde. — Um dieser Sache ein Ende zu machen, ritt General Baghufwud zu den Vorposten, ließ zwei französische Offiziere ersuchen, an das Ufer zu kommen und schlug diesen vor, den Schildwachen beider Theile das unnöthige Schießen zu untersagen. Man willigte ein und Abschied nehmend, winkte der General mit seinem Taschentuche. Die nahestehende russische Schildwache hielt dieß für ein Signal zum Schießen, legte an und tödtete einen der französischen Offiziere, die so eben mit Baghufwud gesprochen hatten. Man kann sich einen Begriff von dem Entsetzen und dem Unwillen von beiden Seiten machen. Die Franzosen schrieen über Verrath und Treulosigkeit; die Russen, die ungerechten Vorwürfe fühlend, konnten sich nicht rechtfertigen. Da wandte sich Baghufwud zu dem, am Leben gebliebenen französchen Offizier mit den Worten: „Glauben Sie nicht, daß ich die Rechte der Menschheit verletzt habe; dem Russen ist Treulosigkeit fremd. Mißverständniß und Uebereilung, aber nicht Verrath führten diesen unglücklichen Vorfall herbei. Ich bin, bei Gott, unschuldig daran, doch um Ihnen Gelegenheit zu geben, den Tod Ihres Gefährten zu rächen, biete — ich mich Ihnen zum Opfer dar. Möge

mein Blut den Verdacht gegen die Rechtlichkeit des russischen Charakters tilgen. Schießen Sie auf mich — ich werde diese Stelle nicht verlassen!" — General Baghufwud entblößt seine Brust und erwartet ruhig den Schuß. Ein französischer Voltigeur kommt näher, schlägt das Gewehr auf den General an, zielt, zögert, setzt die Flinte ab und wendet sich dann zu seinem Offizier mit den Worten: „Ich vermag den edlen Krieger nicht zu tödten. Von seiner Rechtlichkeit fühle ich mich überzeugt und bin bereit, mich für seine Ehre zu schlagen, mit Jedem, der daran zweifelt!" — „Gieb mir die Hand, Freund!" entgegnete ihm darauf der Offizier: „Du bist ein edler Mann." — Und sich zu Baghufwud wendend, ruft er diesem zu: „Mein General, Sie sehen, welche Gefühle Sie in uns erregt haben. Leben Sie zum Ruhme Ihres Vaterlandes; die Franzosen wissen edle Feinde zu schätzen!" — Der Vorfall war bald in der ganzen französischen Armee bekannt und man nannte Baghufwud nur den „russischen Curtius." Als Napoleon dieß erfuhr, soll er ausgerufen haben: „Glückliches Rußland!"

So ist die Zeit! Man erzählt uns auf der Schule schon von der unnachahmlichen Tapferkeit der Griechen und Römer, man bewundert jeden Zug ihres Volkscharakters, der sich in beredten Schilderungen erhalten hat, und läßt Thaten unbeachtet vorüber, für die man im Alterthume Denkmäler errichtet hätte.

Sehr viel wird von der Regierung für die wissenschaftliche Ausbildung der künftigen Offiziere in den verschiedenen Kadetten-Corps, in den Ober-Ingenieur-

und Artillerie-Schulen, in den Seecadetten-Corps und Steuermanns-Schulen u. s. w. gethan. Es befinden sich im russischen Reiche folgende militairische Lehranstalten:

Das Corps der Pagen mit . .	168	Kadetten.
Das erste Kadetten-Corps . .	697	=
Das zweite Kadetten-Corps . .	702	=
Das Kadetten-Corps des Kaiser Paul	500	=
Das Kadetten-Corps von Moskau	638	=
Das Kadetten-Corps des Kaiser Alexander	429	=
Das Kadetten-Corps von Tambow	102	=
Das Kadetten-Corps von Tula .	95	=
Das Adelsregiment	897	=
Die Schule von Neplujeff in Orenburg	50	=
Die höhere Ingenieurschule . .	165	=
Die Artillerieschule	182	=
Die Schule der Fähnriche und Unteroffiziere der Garde . .	102	=
Das Kaiserliche Lyceum in Zarskoiselo	50	=
in Summa	4767	

Dazu für die Marine:

Das Corps der Marine-Kadetten .	402	=
Die Kadetten der Halbequipage der Lootsen	300	=
Die Kadetten der Lootsen vom schwarzen Meer	222	=
in Summa	924	

So daß also die Gesammtzahl der Kadetten sich auf 5691 beläuft.

Die bedeutende Höhe, auf der sich jetzt die Land-Kadetten-Corps befinden, haben sie besonders dem General Klinger, der als deutscher Schriftsteller rühmlichst bekannt ist und bis zu seinem Tode Chef dieser Anstalten war, zu verdanken. Die Lehrer sind ausgesuchte Männer von gründlichen Kenntnissen, eifrig um das Wohl ihrer Zöglinge besorgt, weßhalb es sich wohl erwarten läßt, daß die Jünglinge, die aus diesen Anstalten entlassen werden, einen guten wissenschaftlichen Fond für ihre künftige Laufbahn mitnehmen. Was die künftige praktische Ausbildung betrifft, so erstreckt sich diese, wie wohl manche Gegner behaupten, nicht nur auf den Parade- und sogenannten Kamaschendienst, denn die während der letzten Jahre unablässig geführten Kriege haben dem russischen Militair eine ernste Praxis dargeboten und so den wissenschaftlich gebildeten Offizier zum wahren Krieger gemacht. Ein großer Uebelstand ist die schwache Besoldung der Offiziere, die freilich weniger drückend für die in der Linie ist, die in kleinen, wohlfeilen Garnisonstädten zu wenigerem Aufwande genöthigt sind. Bei der Garde in Petersburg, obgleich diese einen etwas höhern Gehalt bezieht, reicht eine Lieutenants-Gage gerade zur Uniform hin, die geschmackvoll, aber in dem theuern Petersburg auch sehr kostbar ist. Die meisten Gardeoffiziere besitzen nun wohl Vermögen und Millionaire sind keine Seltenheit, wodurch sich der durch den Aufenthalt in der Residenz bedingte große Aufwand von ihnen wohl bestreiten läßt. Beinahe jeder Lieutenant hält Equipage. Einen komischen Anblick gewährte es mir je-

desmal, die Offiziere der Garde=Cavallerie (von der Chevaliergarde, Garde du Corps, Kürassieren) in ihren Schlitten auf der Parade ankommen zu sehen. Jeder dieser Herren trägt nämlich, um die weißen, zarten Leder=Inexpreßibles unter der Pelzdecke des Schlittens nicht zu beschmutzen, eine weiße Damen=Schürze, die ihm dann beim Aussteigen sein Bedienter abbindet. — Auf die Form wird beim russischen Militair streng gehalten. Wenn auf der Promenade des Newsky=Prospect sich die Equipagen des Kaisers, der Großfürsten oder eines hohen Offiziers sehen läßt, so drehen sich bei den promenirenden Lieutenants die der Bequemlichkeit wegen der Länge nach aufgesetzten Federhüte in einem Nu in die Quere. So will es die Form. Der Lieutenant macht vor dem Vorüberfahrenden Front, läßt den Mantel von der rechten Schulter sinken, damit an den Epaulets sein Grad, an dem Uniformkragen sein Regiment erkannt werden könne. Es ist so Form.

Obgleich ich mit vielem Interesse auf der See bei Kronstadt ein vom Kaiser selbst geleitetes Manöver der Flotte im Feuer mit ansah, so bin ich doch zu sehr Laie, als daß ich darüber urtheilen könnte. Auch hier bei der Marine herrscht in Allem eine Vereinigung des Zweckmäßigen und Eleganten. Welchen Ruhm die Flotte unter Nicolaus, der dieselbe sehr begünstigt und jährlich auf ihre Vergrößerung und Vervollkommnung große Summen verwendet, errungen, hat die neuere Zeitgeschichte gelehrt. Ihre Mitwirkung bei Navarin und bei dem Feldzuge des Feldmarschalls

Diebitsch gegen die Türkei, die Einnahme von Anapa und die Vertreibung der Türken aus dem schwarzen Meer, sind rühmlich anerkannt. Wie würde es jetzt vielleicht um die türkische Monarchie stehen, wenn im Jahr 1833 nicht eine russische Flotte im Bosphorus vor Anker gegangen wäre, und Constantinopel gegen das Andringen des ägyptischen Rebellen Ibrahim geschützt hätte?

Neuere Nachrichten bestimmen die Stärke der russischen Seemacht auf 54 Linienschiffe, 35 Fregatten, 10 Bombarden, 22 Lugger und Kutter, 50 Galeeren, 500 Kanonenböten, 500 Ruderböten und 25 Brandern, im Ganzen 1196 Fahrzeugen. — Die Stärke der Landmacht stellt sich folgendermaßen:

Infanterie mit Einschluß der Garden und der angesiedelten Corps	450,000	Mann.
Garnisonbataillons	50,000	=
Invalidenbataillons . . .	50,000	=
Artillerie mit Einschluß der Garnisonscompagnieen . . .	40,000	=
Ingenieurcorps und Handwerker	18,000	=
Cavallerie mit den Garden und angesiedelten Corps . . .	95,000	=
Train	10,000	=
Kosacken und irregulaire Cavallerie	90,000	=
in Summa	803,000	

15.

Ministerium der Volksaufklärung. — Uwarow. — Die Gelehrten- und Lehranstalten. — Die Lehranstalt für orientalische Sprachen, nebst der dazu gehörigen Bibliothek. — Adelung.

Wir müssen in wenigen Zeilen des gewiß belohnendsten Wirkungskreises der russischen Staatsverwaltung erwähnen, nämlich des Ministeriums der Volksaufklärung. Es ist ein wahrhaft erhabener Beruf, in seiner Hand die geistige Veredlung eines ganzen Volks und sich die Aufgabe gesetzt zu sehen, es zur Kultur, in das Reich der Wissenschaften und Künste einzuführen. Der Chef dieses Wirkungskreises ist der Minister Uwarow, und keinen Würdigern konnte der Kaiser wohl zu dieser Stellung berufen, als ihn, der mit einer vielseitigen auch eine tiefgründliche Bildung vereint. Uwarow ist geborner Russe; sein vor Kurzem als Präsident der Akademie der Wissenschaften im elegantesten Französisch gehaltener Vortrag: „über die Verdienste des Dichterfürsten Göthe um die deutsche Literatur," hat bewiesen, mit welch' tiefer Kenntniß er in den Geist einer fremden Literatur eingedrungen ist. Uwarow kennt, liebt und achtet die Wissenschaft, aber nicht einzelne Zweige derselben, sein Geist umfaßt das ganze Gebiet. Mit dieser Kenntniß des geistigen Wesens und der Mittel zur Bildung der Menschheit, vereint dieser ausgezeichnete Mann: Ruhe, Festigkeit und Resigna-

tion, um sich in seinem feurigen Wirken durch nichts stören zu lassen. Er arbeitet nicht nur mit engherzigem Egoismus für die Gegenwart, sondern sein hellsehender Blick schweift in die Zukunft. Die Aussicht auf eine, vielleicht erst für eine künftige Generation reifende Frucht belohnt ihn für die Mühe, mit der er jetzt den Keim dazu legt. Mit seinem regen Eifer und seinem festen Willen kann der noch jugendliche, hochgestellte Staatsmann unendlich viel Gutes in geistiger Hinsicht für das empfängliche Volk der Russen wirken.

Die diesem Ministerium untergeordneten Gelehrten- und Lehranstalten, sofern sie in der letzten Zeit nicht vermehrt worden, sind: die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, die Kaiserliche Akademie der Künste und die Kaiserliche russische Akademie. Dann die Universitäten, wozu auch die bei selbigen befindlichen Conseils, Verwaltungen und Comitäten, nämlich die Schul-Comität, Censur-Comität, die Comität zur Prüfung der Civilbeamten, so wie die pädagogischen Institute gehören. Nämlich 1) die Universität zu Wilna. Dazu gehören a) das oberste geistliche Seminarium, ein Lehrer- und Organisten-Seminar und verschiedene temporaire Commissionen über Vermächtnisse. b) Die Kaiserliche medicinische Gesellschaft zu Wilna. c) Die Comität zur Führung der gelehrten Memoiren im Wilnaschen Lehrbezirk. Auch befindet sich im Bezirk dieser Universität, in Kremieniec das Volhynische Lyceum. — 2) Die Universität zu Moskau. Dazu gehört a) das medicinische Institut. b)

Die Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher. c) Die Gesellschaft für Medicin und Physik. d) Die Gesellschaft für russische Geschichte und Alterthümer. e) Die Gesellschaft der Mathematiker. f) Die Gesellschaft der Freunde russischer Literatur. g) Die adliche Pension. Im Lehrbezirke dieser Universität befindet sich auch die vom Geheimerath Demidow in Jaroslaw gestiftete Schule höherer Wissenschaften, zu welcher ebenfalls eine Gesellschaft Freunde der russischen Literatur und eine adliche Pension gehören. In Moskau selbst besteht unabhängig von der Universität eine landwirthschaftliche Gesellschaft und bei dieser eine Ackerbau-Schule, ferner ein technologisches Institut. — 3) Die Universität zu Dorpat, mit einem Appellations- und Revisions-Gericht. In ihrem Lehrbezirk befinden sich: a) die Kurländische Gesellschaft der Literatur und Kunst nebst einem Museum und Athenäum. b) Die literarisch-praktische Bürgerverbindung zu Riga, und c) die Esthnische Gesellschaft zu Arensburg. — 4) Die Universität zu Charkow mit der Gesellschaft der Wissenschaften. Zu ihrem Lehrbezirk gehören a) das Lycée Richelieu in Odessa. b) Das Gymnasium für höhere Wissenschaften zu Njeshin vom Fürsten Besborodko gestiftet, mit einer adlichen Pension, und c) ein Commerz-Gymnasium zu Taganrog. — 5) Die Universität zu Kasan mit der kasanschen Gesellschaft der Freunde vaterländischer Literatur. — 6) Die Universität zu Petersburg, bei welcher sich eine adliche Pension und außer mehreren Gymnasien zu Petersburg noch eine hohe Schule mit einer öko-

nomischen Societät befindet. Außerdem haben in Petersburg noch ihren Sitz: a) die freie Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, Literatur und Künste. b) Die Gesellschaft der Freunde der russischen Sprache. c) Die petersburger mineralogische Gesellschaft. d) Die petersburger freie Gesellschaft der Freunde russischer Literatur. e) Die pharmaceutische Gesellschaft. f) Die Gesellschaft zur Begründung der Schulen des gegenseitigen Unterrichts.

Obgleich nicht unter diesem Ministerium stehend, führen wir doch hier noch die „Lehranstalt für orientalische Sprachen" an, die von dem Reichs-Collegio der auswärtigen Angelegenheiten ressortirt und die als Chef, der als Gelehrter rühmlichst bekannte wirkliche Staatsrath Herr von Adelung leitet. Die Anstalt ist dazu bestimmt, um junge Leute auf Kosten des Kaisers in den orientalischen Sprachen, namentlich in der arabischen, persischen und türkischen zu unterrichten und sie zu Dollmetschern bei russischen Gesandtschaften im Oriente auszubilden, damit man diese nicht mehr aus Fremden wählen darf. Das Institut besitzt eine ausgezeichnete Bibliothek aus allen Fächern des Wissens, hauptsächlich aber kostbare dem Orient betreffende Werke. Einen bedeutenden Zuwachs hat sie dadurch erhalten, daß Italinsky im Jahr 1827 alle seine Manuscripte, im Werth von 100,000 Rubeln, der Anstalt vermachte. Durch die Güte des Herrn von Adelung sah ich dort ein kostbares Werk, nämlich eine Sammlung von indischen und persischen Malereien, die sämmtlich, was Zeich-

nung und Farbenpracht betrifft, wahre Meisterstücke genannt werden dürften. Es befindet sich in diesem sehr starken Hefte ein fast gleichzeitiges Bild von Tschingischan, das Herr von Adelung lithographiren lassen will. Es hat folgende Unterschrift in arabischer Sprache: „Ebenbild des verstorbenen Timur Chan, des Turkmannen, verfertigt im „Jahr 1020 der Hedschira (1611 nach unserer Zeit„rechnung) von Sadiki Beg Effschar. Der un„terthänigste der Diener Monin Manßour hat es „in seine Hände gebracht im Jahr 1095. Möge es „glücklich seyn!“ — Außerdem besitzt Herr von Adelung ein Münzcabinet von den seltensten Exemplaren, das er mit großen Kosten gesammelt hat und fortwährend vermehrt. Früher mit der Erziehung der jungen Großfürsten Nicolaus und Michael, des jetzigen Kaisers und seines Bruders, beschäftigt, später aber in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen und mit der Leitung des orientalischen Instituts beauftragt, lebt Herr von Adelung seit länger als 40 Jahren in Petersburg. Sein Haus ist der Sammelplatz gebildeter Fremden aller Nationen; die Unterhaltung dieses kenntnißreichen Mannes, welchen Gegenstand auch das Gespräch betreffen mag, ist höchst geistreich und voll sprudelnden Humors. Seine glücklichen Familienverhältnisse wurden vor einigen Jahren durch den Tod seines ältesten Sohnes getrübt, der als Legationssecretair den russischen Gesandten Gribojedof nach Persien begleitete und dort nebst dem ganzen Gesandtschaftspersonal von dem Volke er=

mordet wurde, was die Kriegserklärung Rußlands gegen Persien und die Sendung des persischen Prinzen nach Petersburg zur Folge hatte, der jenes Vorfalls wegen vom Kaiser Verzeihung erbitten mußte.

16.

Das Prachtfest in Peterhof im Juli 1833.

Eine Hauptepoche unter den Festen, die die nordische Kaiserstadt das Jahr hindurch darbietet, macht das fast alljährlich wiederkehrende, sogenannte „Peterhofer Fest." — Nachrichten aus dem Auslande von meuchelmörderischen Plänen, die bei dieser Gelegenheit auf das Leben des Kaisers ausgeführt werden sollten, hatten sich verbreitet, und man glaubte in der Stadt allgemein, daß aus diesem Grunde das Fest nicht stattfinden würde. Da erklärte der Kaiser mit der festen Entschlossenheit seines Charakters, daß keinesfalls dieß Vergnügen dem Publikum entzogen werden solle. — Nun begann in der Hauptstadt ein reges Leben; das „Peterhofer Fest" war der Stoff aller Gespräche. Wer keine eigene Equipage besaß, bemühte sich, für bedeutendes Geld eine zu miethen. Sechs Dampfböte, die am Tage des Festes ununterbrochen die Fahrt von der Stadt bis zu dem vier Meilen entfernten, an der See liegenden Lustschlosse machen sollten, wurden außerdem dem Publikum, gegen 5 Rubel Banco für die Person, angeboten. Schon am Tage vor dem zum Feste bestimmten, wallfahr-

teten zu Wagen, Roß und zu Fuß, und auf Ruder- und Segelböten Caravanen hinaus. Verkäufer von Lebensmitteln aller Art zogen dem Orte zu, dessen Name als immerwährender Refrain aller Gespräche hervortönte. Nach polizeilichen Angaben soll die Zahl der Equipagen aller Art, die sich am $\frac{1}{13}$. Juli 1833 in Peterhof befanden, über 30,000 betragen haben. Es war, „als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre." — Für den Ausländer mußte eine solche Bewegung der vielleicht von zwei Dritteln der 420,000 Residenzbewohner zu großen Erwartungen berechtigen; mehrere Fremde, die ungläubig und zweifelnd gelächelt hatten, ob die Sache selbst den enormen Vorbereitungen entsprechen würde, fühlten doch nachher ihre Erwartungen übertroffen.

Mit einigen Freunden bestieg ich, nachdem wir im großen Klubb auf dem Isaaksplatz uns durch ein gutes Dejeunér vorher gestärkt hatten, um 2 Uhr Mittags ein Dampfboot, das von einer Unzahl Menschen aus allen Ständen besetzt war. Die Glocke tönte, die Maschine setzte sich in Bewegung und zwischen den Pallästen des englischen Quais und denen, die am Ufer von Wasili-Ostrof liegen, flogen wir den breiten Strom hinab, seiner nahen Mündung entgegen. Der schwarze Dampfstreifen, den das Schiff hinter sich ließ, winkte der prachtvollen Stadt für uns ein Lebewohl auf 24 Stunden zu. — Daß einige Damen, als wir auf den Wellen des Meerbusens dahinschaukelten, die Seekrankheit bekamen, konnte die Munterkeit der übrigen Gesellschaft nicht stören. Die Ta-

fel des großen, eleganten Gesellschaftszimmers in der Kajüte wurde bald mit Appetitlustigen belagert; oben auf dem Verdeck rauchte man und trank Kaffee. Nach ungefähr anderthalb Stunden langten wir auf der Rhede von Peterhof an, auf welcher 12 Kriegsschiffe der Flotte aus Kronstadt Anker geworfen hatten. Das Landen war mühsam, da ein starker Wind die Wogen schäumend gegen das Granitufer des Parks warf, der sich hier bis zum Meere hinabzieht. In den dunkeln Gängen des Parks hatte man Mühe, durch das ungeheure Menschengewühl zu kommen, das sich bereits über den ganzen Garten verbreitet hatte. Nach einer halben Stunde langten wir in dem von Hecken gebildeten Halbzirkel am Fuße der Terrasse an, auf der das altfränkisch gebaute Schloß liegt. Zehn Granitstufen führen zum ersten, mit Marmorplatten belegten Absatze der Terrasse, auf welchem sich die Hauptstücke der prachtvollen Wasserkünste befinden. Die Mitte nimmt die kolossale Gruppe: „Herkules mit dem nemäischen Löwen" ein, dem der Heros im Kampfe den Rachen aufreißt, aus welchem ein Fuß dicker und vierzig Fuß hoher Wasserstrahl rauschend perpendikulär aufsteigt. Zu beiden Seiten stehen lebensgroße Figuren — Gladiatoren, aus deren drohend gegen einander gezückten Schwertern Wasserstrahlen im Bogen quer über die Terrasse schießen. Tritonen und andere abenteuerliche Gestalten sprudeln und spritzen das nasse Element auf die mannichfaltigste Art nach allen Seiten aus. Alle diese Statuen sind von vergoldeter Bronze und hinsichtlich

der Arbeit wahre Meisterstücke. In dem Mittelgrunde dieses Terrassenabsatzes sieht man in mit bunten Muscheln ausgelegte Grotten, aus welchen breite Wasserströme über sechs hohe Stufen herabstürzen. Ob man diese wahrhaften Kunstwerke von dem untern Halbzirkel des Gartens, oder von dem höchsten Punkt der Terrasse über die Marmorbalustrade hinab, anschaut, immer gewährt das Schauspiel ein anziehendes Interesse. — Jenseits des Schlosses zieht sich der größtentheils in altfranzösischem Geschmack angelegte Garten aufs Neue fort, so daß der ganze Raum, der zu den Peterhofer Anlagen gehört, wohl einen Umfang von drei bis vier Stunden haben kann.

Das Gedränge hatte uns bis zum vordern Eingange des Schlosses mitgezogen, wo wir gerade anlangten, als die majestätische Gestalt des Kaisers in rother, reicher Uniform mit dem Prinzen Albrecht von Preußen auf der Marmortreppe erschien, und sich mit der gewohnten Leutseligkeit mit mehreren Anwesenden unterhielt. Der Jubelruf bei seinem Erscheinen wollte fast nicht enden; alle Blicke hingen fest an ihm, als wollten sie ihn vor der verkündeten Gefahr bewahren und schützen. Auf dem Antlitz des Kaisers war nicht die geringste Spur von Aengstlichkeit zu erkennen. Selbst keine Polizeibeamten sah man im Garten, so hatte es der Monarch ausdrücklich befohlen. Pferde wurden vorgeführt, die der Kaiser mit seinem erlauchten Schwager bestieg und dann den Garten nach allen Richtungen durchritt. — Auch wir benutzten diese Zeit, um die Anlagen zu durchstreifen, die mit gro=

ßen und kleinen Zelten der Petersburger Restaurateurs besetzt waren, in welchen man Alles, was der Gaumen nur wünschte, erhalten konnte. Aus den Gebüschen tönten Melodieen von dort versteckten Musikchören. — Der Abend nahte und nun war es Zeit, sich zu der in den Gemächern des Schlosses stattfindenden Maskerade zu begeben, zu welcher in Petersburg tausende von Billets vertheilt worden, und die ganz der am Neujahrstage im Winterpalais glich. — Schwarze seidene Schürzen, die auch dießmal als Venetianer-Mäntel dienen mußten, waren bald aus der Rocktasche gezogen und umgebunden, und so durchzogen wir die prachtvoll erleuchteten Zimmer des Schlosses, dessen Inneres in ebendemselben, ans Barocke streifenden, französischen Geschmack dekorirt ist, wie das Aeußere.

Unterdessen war der Abend genaht. Wir verließen die Maskerade, hüllten uns in die warmen, von Bedienten herbeigebrachten Mäntel, denn die Petersburger Nächte, selbst die, welche auf einen Tag von 30 Wärmegraden folgen, sind empfindlich kalt, und gingen zum Meeresufer hinab, wo wir die glühende Sonnenscheibe eben in die Fluthen hinabtauchen sahen. Auf dieß vom Himmel gegebene Zeichen flammte nun in allen Theilen des Gartens die Illumination auf. Zweitausend Menschen sollen allein zum Anzünden der Lampen nöthig seyn, weßhalb es auch möglich ist, daß sich binnen einer halben Stunde das Flammenmeer in seiner ganzen Pracht zeigt. Eine genügende Beschreibung dieses wahrhaft zauberischen Schauspiels zu

geben, ist nicht möglich. Alle, auch die kleinsten, am prachtvollsten aber die Hauptalleen sind erleuchtet mit den mannichfaltigsten von Lichtflammen gebildeten Arabesken. Alle Brücken, die sich über den breiten, den Garten durchfließenden Kanal ziehen, bestehen aus feurigen Bogen, die, im Wasser widerstrahlend, einen doppelten Effect hervorbringen. — Wir gingen auf Umwegen nach dem Schlosse zurück, um oben auf die Terrasse zu gelangen. Der untere Halbkreis des Gartens, der sich von unsern Standpunkte dem Auge darbot, prangte mit lauter Flammensonnen, die desto schärfer hervortraten, da die Waldesnacht des Gartens den Hintergrund bildete. In kolossalen Feuerbuchstaben glänzten die Namenszüge des Kaiserlichen Paares. — Die Stufen herabgestiegen und nun die Terrasse mit ihren Wasserkünsten vor uns habend, glaubte der Blick einen feenhaften Zauber vor sich zu haben. Beide Elemente hatten sich hier vereinigt, um einen unbeschreiblichen Total-Effect hervorzubringen. Unter das Wasser, das sich theils kaskadenartig über die Marmorstufen herabstürzt, theils aus runden Marmor- und Bronzeschaalen sich glockenförmig ergießt, war eine große Menge brennender Lampen gestellt, deren Schimmer durch das nasse Element in tausend Farben hervorstrahlte, und so gleichsam ein bewegliches, lebendiges Transparent bildete. Alle Strahlen, die aus den einzelnen Figuren hervorsprudelten, glänzten und schimmerten im Brillantfeuer. — Zahlreiche Menschengruppen lagerten auf dem Rasen an dem Fuße der Terrasse: bärtige Russen in Kaftan und Sarafan,

Residenzbewohner in modischer Kleidung, hauptsächlich aber eine Menge Landleute aus den naheliegenden finnländischen Dörfern, die blondhaarigen, feinen Mädchengestalten in ihrer phantastischen, bunten Nationaltracht, still und verwundert das Zauberbild anschauend, indeß der muntere, lebhaftere Russe seine Freude in Gesang und Jubel ausließ. Ein Bekannter aus Berlin, der gewöhnlich Alles schlecht fand, was nicht Berlinerisch war, schien an einer blonden, jungen Finnländerin doch manches Interessante entdeckt zu haben, mit der er sich, weiß Gott, in welcher Sprache — es war weder Finnisch, noch Russisch, noch Berlinerisch — zu verständigen suchte. Auf meine Frage, wie es ihm heute in Peterhof gefalle, meinte er doch: „Gott straf' mich! es ist hier wahrhaftig schöner, als im Elysium bei Heinzelmann, obgleich —.“ Ich machte mir selbst das Vergnügen, seinen Nachsatz nicht anzuhören, indem ich ihn mit dem Wunsch, sich gut zu amüsiren, rasch verließ. — Wir wanderten durch eine Partie des Gartens, die mit den üppigsten Rosenbüschen besetzt war, welche gerade jetzt in der vollsten Blüthe standen. Auch hier hatte man durch die Beleuchtung einen herrlichen Effect hervorgebracht, indem die Lampen so geschickt versteckt waren, daß man nicht deren Licht, wohl aber die Wirkung desselben, den magischen Schimmer, der sich über die Blumen ergoß, bemerkte. — Unfern davon liegt ein kleiner, runder See, rings umgeben von niedern Blumenbüschchen. In der Mitte auf einer kleinen Insel steht ein kleines Sommerschlößchen, das Katharina erbaute, und das, wenn

ich nicht irre, den Namen „Monrepos“ führt. Auch hier hatte man tausende von Lampen rings um den See so dem Auge verborgen gestellt, daß ein Lichtmeer den stillen Fluthenspiegel mit sanftem Glanze vergoldete, indeß das Schlößchen im blendenden Strahlenschimmer wie ein Zauberbild sich aus den Fluthen erhob.

Das Geräusch in den Gängen wurde lebhafter; es hieß, der Hof nahe. Auf langen, mit vier Pferden bespannten Linien durchfuhr der Kaiser mit seiner Gemahlin und seiner ganzen Familie, so wie mit den zum Hofe gehörigen hohen Personen, den Garten, überall von „Hurrah!“ begrüßt. Auf Richtstegen eilten wir zum Meeresufer, um dort den Hof zu erwarten. Und hier sahen wir wieder ein neues, originell-prächtiges Schauspiel. Die dunkle Nacht hatte sich auf das Meer gesenkt. Die zwölf Kriegsschiffe waren in all' ihren Umrissen, vom Wasserspiegel an, längs allen Tauen, Raaen und Masten, bis zu der höchsten Spitze hinauf, mit farbigen Lampen erleuchtet. Die feurigen Schiffe schienen in der Luft zu schweben, da die Nacht Himmel und Meer zusammenfließen ließ. Als der Hof am Strande anlangte, gab eine Rackete das Zeichen, und aus den Meerkolossen flammten unzählige Blitze auf und über die dunkle Fluth dröhnte der Donner einer allgemeinen Kanonensalve, mit welcher man den Monarchen begrüßte.

Als der Hof nach dem Schlosse zurückgekehrt war, begann in der Nähe desselben ein großes Feuerwerk, das mit einer ungeheuern Girandole endete, die auf

Minuten lang Tageshelle über das nächtliche Zauberbild verbreitete. — Die Kaiserlichen Wagen wurden die ganze Nacht hindurch anständigen Personen zum Durchfahren des Gartens freigegeben.

Allmählig verloschen die Lampen, die noch brennenden leuchteten ganz verschämt, als versteckten sie sich vor dem hellen Streifen im Osten. Der Garten war noch immer von Menschen belebt. Auf allen Rasenplätzen lagen schlummernde Gruppen aus der niedern Volksklasse, die hier in ihres Kaisers Garten von dem Vergnügen, das er ihnen bereitet, unbekümmert ausruhten. Allmählig fing man an, sich zu den Equipagen am Gartenthore zu drängen und schaarenweise wandelte man nach dem Strande zu den Dampfböten. Auch wir gehörten zu denen, die mit dem ersten Morgenroth eins der schnellen Schiffe bestiegen. In dem Kajütenzimmer trank man schon wieder, oder noch Kaffee, Wein und Punsch, und bei Vielen zeigte sich auch starke Eßlust, was mir um so frühe Morgenstunde doch etwas seltsam vorkam. Auf den Bänken des Verdecks saßen die, die in der frischen Morgenluft die schlaftrunkenen Augen erquicken wollten, was aber nicht immer gelang. Neben mir hatte ein russisches Ehepaar Platz genommen. Der bejahrte Herr Gemahl athmete nach wenigen Minuten bereits im festen Schlafe. „Ja ustál!“ (ich bin müde!) lispelte die kleine, zwanzigjährige Frau mir zu, und ehe ich's mir versah, ruhte das wunderliebliche, etwas überwachte Gesichtchen an meiner Brust, in sanftem Schlummer eingewiegt. Mir wurde trotz des kalten

Windes recht warm, und es that mir leid, daß es schon so hell war, nämlich der kleinen Frau wegen, die im Dunkeln gewiß noch besser geschlummert hätte. — Aus den Wellen erhob sich allmählig die unermeßliche Kaiserstadt. Die Strahlen der Morgensonne glühten auf den goldenen Thürmen und Kuppeln in feurigem Glanze. Wir nahten dem Landungsplatze. „Duschinka, fstanem!“ (Seelchen, stehen wir auf!) rief ich meiner kleinen Frau zu, die doch eigentlich einem Andern gehörte. Sie rieb sich die Aeuglein, sah mich lächelnd an und erzählte mir in der Geschwindigkeit noch Allerlei. Das Schiff landete, der alte Eheherr erwachte. „Do swidánija!“ (Auf Wiedersehen!) sprach die russische Schöne, und wir schieden.

Das war das Peterhofer Fest im Juli 1833.

17.

Abfahrt und Ankunft der St. Petersburger-Lübecker Dampfschiffe. — Zoll-Angelegenheiten.

In jedem Monate fahren zwei Dampfschiffe nach Lübeck ab und eben so viel kommen von dort an. Die Reise zwischen beiden Orten dauert bei gutem Wetter nur drei Tage. Die Abfahrt und Ankunft versammelt jedesmal am englischen Quai, wo die Schiffe anlegen, eine bedeutende Menge Menschen und selbst die elegante Welt erscheint zahlreich in ihren Equipagen, entweder, um von Bekannten Abschied zu

nehmen oder sie zu empfangen. Selten habe ich versäumt, diesem Schauspiele beizuwohnen, da es so manche interessante Scenen darbietet. Zu den amüsantesten gehören aber die von den Zollbeamten angestellten Visitationen der Ankommenden. Durch strenge Verbote ist nämlich die Einfuhr gewisser fremder Waaren in Rußland sehr beschränkt, eine Maßregel, die freilich für die Handelsverhältnisse des Auslands drückend seyn mag, aber für Rußland selbst nöthig ist, um seine Fabriken zu heben. Die Industrie-Ausstellung des Jahres 1833 hat bewiesen, daß die in Rußland angefertigten Waaren, besonders die Luxusartikel, z. B. Bronze- und Goldwaaren, seidene Zeuge, Uhren u. dgl. m., dreist mit den französischen und englischen in die Schranken treten dürften. Ein solches Vorwärtsstreben in der Fabrikation kann natürlich von der Regierung nicht besser unterstützt werden, als wenn sie durch das Verbot der Einfuhr fremdländischer Artikel den Fabrikanten im Lande selbst raschern Absatz verschafft. Früher, wo bei den schlechten Besoldungen der Zollbeamten Bestechungen möglich waren, ließen sich Schmuggeleien leichter bewerkstelligen, und an der preußischen Grenze bei Memel, so wie an der östreichischen bei Brody wurden sie, besonders von den Juden, auf eine grenzenlos freche Art getrieben. Jetzt, seitdem Bibikow an der Spitze des auswärtigen Handels-Ministeriums steht und die Grenzbeamten eine bedeutend höhere Gage erhalten, ist die Bestechung schwer möglich, da außerdem die Beamten, die eine Defraudation entdecken, einen bedeutenden Antheil an

den Strafgeldern erhalten. Dennoch verlockt die Gewinnsucht noch manchen, einen solchen Betrug zu wagen. In der letzten Zeit wurden aber viele dergleichen, selbst aufs Pfiffigste angelegte Stückchen entdeckt, so daß die petersburger Handelszeitung in einer stehenden Rubrik: „Zoll-Betrug," fast ohne Unterlaß, gewöhnlich in einem launigen Style, diese Unternehmungen veröffentlichte. Hier nur ein Beispiel. Ein in Petersburg durch seine Nadel oder vielmehr durch seine unverschämten Conto's reich gewordener französischer Schneider, Monsieur Bouté, Eigenthümer eines großen Hauses, machte mit seiner Frau und seinem Söhnlein von ungefähr 9 Jahren, eine Reise in Familienangelegenheiten nach Frankreich. Vater, Mutter und Sohn hatten bei ihrer Abreise von Petersburg die vorschriftsmäßige Schneidermagerkeit; es waren sammt und sonders schlanke Leutchen und Herr Bouté, der Tailleur ein Männchen von so ausgezeichneter Taille, daß ihn darum hätte ein Gardeoffizier beneiden können. Nach sechs Monaten langt besagte Familie wieder auf dem Dampfboote in der nordischen Kaiserstadt an, und zwar dick und fett. Die Zollbeamten, die Herrn Bouté persönlich kannten, drückten ihm ihre freudige Theilnahme darüber aus, daß die Reise sowohl ihm, als seiner Familie so gut angeschlagen sey, und gratulirten ihm, wie bei seiner Gemahlin der Augenschein lehre, zur baldigen, erfreulichen Vaterschaft. Herr Bouté zog bei dieser freundlichen Anrede mit französischer Artigkeit den Hut und — o Jammer! — aus dem Hut rollten mehrere Päckchen mit ver=

botenen Galanteriesachen. Die Beamten luden hierauf die Familie, die schon im Begriff stand, das Dampfboot zu verlassen, höflichst nochmals in die Kajüte ein; Vater und Sohn wurden bei jedem Griffe der Visitatoren dünner, bis sie zu ihrer vorigen Gestalt zusammen geschrumpft waren. Eine Menge verbotener Gegenstände, mit dem sie auf eine bewundernswerthe Weise ausgestopft waren, kamen zum Vorschein. Eine herbeigerufene Hebamme entband Madame Bouté, die unwohl geworden war, mit leichter Mühe, zwar von keinem Schneiderlein, aber doch von einer bedeutenden Quantität brüßler Spitzen u. dgl. m. Die Reise hat der induströsen Familie sehr viel Geld gekostet. — Diese Geschichte ist buchstäblich wahr und man könnte allenfalls noch ein Dutzend ähnlicher anführen. Wunderbar ist es aber, daß sich hauptsächlich Damen mit Defraudationen beschäftigen und zwar, indem sie stets mit dem Vorgeben eines hoffnungsvollen Zustandes die Beamten zu täuschen suchen. Aus diesem Grunde sind jetzt bei allen Zollämtern unbescholtene alte Frauen angestellt, die bei verdächtigen weiblichen Reisenden eine Visitation vorzunehmen haben. Schilt man dieß als unzart, so bedenke man, daß die gegebene Veranlassung keinen zarten Sinn bekundet und solche Maßregeln bedingt; zumal da es den Reisenden frei gegeben ist, Sachen zum eigenen Gebrauch in genügender Quantität einzuführen.

18.

Russische Hochzeiten. — Brautschau im Sommergarten am Pfingstmontage. — Eheliche Verhältnisse der höhern Stände.

Ueber ächt alt-russische Hochzeiten und dahin gehörige Gebräuche theilte mir ein schon sehr lange Zeit im Norden lebender Freund manches Interessante mit, das ich hier wiedergebe.

Die Eingezogenheit, in der die russischen Frauen früher in einem abgesonderten Theil des Hauses — Térem genannt, analog mit den gynäceum der Alten — lebten, brachten es mit sich, daß der Bräutigam die Braut nicht vor der Verlobung sehen durfte, eine orientalische Sitte, die sich vielleicht erst aus der Zeit der Tartarenherrschaft herschreibt und die so herrschend war, daß der Zaar Iwan Wasiljewitsch dem deutschen Gesandten, der im Jahr 1493 um eine Tochter des Zaars für den Markgrafen Albrecht von Baden anhielt und die Braut zu sehen wünschte, antwortete: „Bei uns in Rußland ist es nicht Sitte, junge Mädchen vor der Zeit ihren Freiern zu zeigen!“ — Der Bescheid des Brautvaters an den Freier war gewöhnlich, „dieser solle bei guten Leuten anfragen, wie die Braut aussehe.“ — Obgleich Peter der Große, der kräftige Reformator seines Reichs, im Jahre 1700 den Befehl ausgehen ließ, daß die beiden künftigen Gatten sich vor der Hochzeit einige Male sehen und gegenseitig in ihre Verbindung willi-

gen sollten, so sah er sich doch im Jahr 1724 abermals genöthigt, in einem Ukas auszusprechen: „daß Niemand seine Kinder oder Leibeigene zu einer Verbindung wider Willen zwingen solle, bei schwerer Strafe.“ — Jetzt pflegt es mit den ächt-russischen Verheirathungen ungefähr folgendermaßen gehalten zu werden. Größtentheils ohne die Kinder zu fragen, machen die beiderseitigen Eltern die Angelegenheit unter sich ab, worauf die „Brautschau“ folgt, zu welcher, wenn sich die jungen Leute nicht schon kennen, diese auf einem Spaziergange wie zufällig einander entgegen geführt werden. Dann schickt der Vater des jungen Mannes die Freiwerberin, Schwacha genannt — die auch in den russischen Volkslustspielen auf dem Theater eine stehende Person ist — zum Vater der Braut, und zeigt sich dieser geneigt, so kommen die Brautleute, die Eltern derselben, ihre nächsten Verwandten und zwei erwählte Brautführer zusammen, wo dann die letzten Artikel berichtigt, namentlich aber der über die Aussteuer ins Reine gebracht werden. Nun folgt die „Verlobung,“ bei welcher die Ehestandskandidaten auf einem ausgebreiteten Pelz niederknieen und Ringe wechseln, während welcher Scene der Brautvater über dem Bräutigam ein Heiligenbild, die Mutter aber über das Haupt der Braut ein Brod als Zeichen des Ueberflusses hält. Die Brautjungfern singen dann eigene, auf diese Feierlichkeit Bezug habende Nationallieder und die Gäste werden mit Getränken bewirthet, wobei sie den stereotypen Scherz anbringen, daß das Getränk bitter sey und süß gemacht

werden müsse, — eine Aufforderung für das Brautpaar, sich zu küssen. Die Gäste vertheilen hierauf Geschenke an das Brautpaar und der Bräutigam empfiehlt sich, indem die Gespielen der Braut ihm ein Liedchen nachsingen, in welchem sie ihn auffordern, bald zurückzukehren. Nun beginnt für die Liebenden — oder auch nur für die zu Verheirathenden — ein neues Leben. Jeden Abend bis zur Hochzeit muß der Bräutigam die Braut besuchen und ihr allerlei Süßigkeiten und Näschereien mitbringen, was die Russinnen sehr lieben; als Sittenwächterinnen sind die Brautjungfern aber stets bei diesen Besuchen gegenwärtig und accompagniren das bräutliche Gekose mit allerlei Liedchen. Wir haben schon früher bemerkt, daß der Gesang im russischen Volksleben eine Hauptrolle spielt. — Am Polterabend bewirthet die Braut ihre weiblichen Bekannten, erhält vom Bräutigam ein Geschenk von Toilettenbedürfnissen und einiges Geld mit dem Ersuchen, dafür ins Bad zu gehen. Kehrt das Mädchen aus diesem zurück, so erscheint der Bräutigam, wird mit Gesang empfangen und erhält die Aussteuer der Braut von deren Eltern, worüber oft noch heftige Dispüte statt finden. Am Hochzeittage flechten die Brautjungfern der Braut die Zöpfe los und mit wallenden Locken empfängt sie den Bräutigam. Nach der dem griechischen Ritual gemäß vollzogenen Trauung, findet eine Mahlzeit statt, bei welcher die Eltern gewöhnlich nicht gegenwärtig sind, und hierauf führt man wieder mit Gesang und Musik die jungen Eheleute in feierlicher Prozession ins Brautgemach. Die alte

Sitte, daß am Hochzeitabend die Braut dem Bräutigam zum Zeichen des Gehorsams die Stiefeln ausziehen muß, ist in einigen Gegenden noch gebräuchlich, so wie auch, daß dabei der Mann in einem Stiefel Geld, im andern eine kleine Peitsche verborgen hat. Trifft die junge Neuvermählte den Stiefel mit dem Gelde zuerst, so erhält sie dieses, wo nicht, so giebt ihr der Mann drei leichte Schläge mit der Peitsche. Daher mag auch wohl die im Auslande verbreitete Meinung kommen, daß der gemeine Russe durch Prügel seiner Frau seine Liebe zu erkennen gebe. In Rußland bin ich wenigstens nie von dergleichen zärtlichen Handgreiflichkeiten Zeuge gewesen, kann also die Wahrheit jener Meinung nicht bekräftigen. Am Tage nach der Hochzeit geben die Eltern des Bräutigams ein großes Mahl und nun dauern acht Tage die Schmausereien fort, die für einen ausländischen Magen eine schwer zu bestehende Probe seyn dürften.

Am Pfingstmontage findet im petersburger Sommergarten ein großer Spaziergang der eleganten und nicht eleganten Welt statt, eine Festlichkeit, die man gewöhnlich auch: „Brautschau" zu nennen pflegt. In der großen Haupt-Allee sind nämlich in langer Reihe die Töchter russischer Kaufleute im höchsten Putze en parade aufmarschirt, hinter ihnen die Väter und Mütter. Im blauen, langen Festtags-Kaftan erscheinen die jungen Kaufmannssöhne und nehmen die Ehestandswaare in Augenschein. Fühlen sie nun in ihrer breiten Brust süße Wallungen, so nähern sie sich der liebeerregenden Jungfrau, lassen sich in eine Un-

terhaltung mit ihr ein, woran dann auch Papa und Mama Theil nehmen, und worauf gewöhnlich eine baldige Hochzeit zu folgen pflegt, d. h. so bald man über den Preis, nämlich die Aussteuer sich verständigt hat. Viele dieser, größtentheils bleichen, ätherischen, dabei geschminkten russischen Schönheiten, fallen ziemlich schwer ins Gewicht, da eine Mitgabe von 100,000 Rubeln nicht zu den Seltenheiten gehört. — Auch pflegen einige Tage vor dieser Brautschau, am Donnerstag vor Pfingsten, Ssemik genannt, die russischen Mädchen das prophetische Kranzschwimmen vorzunehmen. Die Jungfrauen flechten nämlich Blumenkränze, werfen sie in den Fluß und glauben, daß, wenn der Kranz oben schwimmt, sie noch in demselben Jahre durch eine Heirath vom jungfräulichen Stande erlöst werden. Sinkt der Kranz aber unter, so müssen sie freilich noch etwas länger des Erlösers harren.

Die ehelichen Verhältnisse der höhern Stände in den russischen Hauptstädten waren vor einigen Jahren nicht die lobens- und nachahmungswerthesten. Größtentheils, wie auch in andern großen Städten, wurden die Ehen mehr aus Convenienz, als aus Liebe geschlossen, und da kam es dann oft genug vor, daß der Gemahl in Petersburg oder Moskau und die Gemahlin in Frankreich oder Italien, oder auch umgekehrt lebte. Solche Trennungen dauerten manchmal Jahre lang; jeder Theil amüsirte sich nach Belieben, dabei führte man aber eine sehr artige, wohl auch oft zärtliche Correspondenz, wenn man sich nur nicht zu sehen brauchte. Nun wirkt aber in Residenzen das

Leben des Hofes sehr auf die andern Verhältnisse ein. Der Kaiser Nicolaus ist ein zärtlicher, seiner Gemahlin mit unerschütterlicher Treue ergebener Gatte und ein höchst glücklicher Familienvater. Solch ein Beispiel, von den allerhöchsten Personen gegeben, war für die Sittlichkeit der höhern Stände von großem Einfluß, und — sonderbar, aber wahr ist es — daß Gatten, die auf die oben erwähnte Art viele Jahre hundert Meilen weit von einander getrennt lebten, jetzt wieder vereinigt sich in Petersburg als liebende aufmerksame Eheleute zeigen. — „Es ist jetzt in Petersburg Mode, tugendhaft zu seyn und in glücklicher Ehe zu leben!" scherzte ein Franzose und er hat beinahe Recht. Es dürfte hingegen gar nichts einzuwenden seyn, wenn die Mode nur nicht so vielen Veränderungen unterworfen wäre, und wenn der vornehme Russe in allen seinen Moden so beharrlich bliebe, wie der niedere bei seinem nationellen Kaftan.

18.

Das Gebäude des Generalstabs. – Tag um Mitternacht. – Die Hütte in St. Petersburg.

Ehe wir diese Blätter schließen, müssen wir noch zweier Gebäude erwähnen, die wohl Niemanden, der sie einmal gesehen, wieder aus dem Gedächtniß entschwinden möchten. — Das erste ist der, schon im Anfange dieser Skizzen erwähnte „Generalstab," gegenüber dem kaiserlichen Winterpalais, ein Gebäude,

das hinsichtlich seiner Großartigkeit, seines edeln Styls und des freundlichen Eindrucks, den es auf jeden Beschauenden macht, wohl wenig seines Gleichen haben dürfte. Das Ganze ist ein ungeheuerer, mit zwei großen Nebenflügeln versehener Halbzirkel, vor dessen zweitem Stockwerk sich in seiner ganzen Ausdehnung eine Säulenreihe hinzieht, zwischen welcher sich in jeder Etage neben einander, und zwar nur allein an der dem Pallastplatze zugekehrten Fronte 125 Fenster befinden. In der Mitte des Halbzirkels, gerade gegenüber von der prachtvollen Alexandersäule, wölbt sich bis über das flache italienische Dach hinaus eine Triumphpforte, auf deren kühnem, gewaltigen Bogen von 68 Fuß Höhe und 58 Fuß Breite, Victoria auf einem sechsspännigen antiken Wagen thront. — In der einen Hälfte dieses Riesengebäudes hat das auswärtige und das Handels-Ministerium seinen Sitz. In der andern Hälfte befinden sich zahllose Säle und Zimmer für alle Obermilitärbehörden zur Organisation und Leitung des Heers und zur Vervollkommnung des Kriegsmaterials; dann eine Unzahl von Kanzleien, Büreaus, Archiven, Depots von Karten und Zeichnungen der Messungen und Aufnahme des russischen Reichs in militairischer Beziehung. Ferner Sammlungen von Modellen und Abbildungen aller nur denkbaren Waffengattungen und Kriegsgeräthe; eine treffliche Bibliothek von militairischen, sich auf alle Zweige dieser Wissenschaft erstreckender Werke; dann Lithographien und Druckereien; Atteliers für Zeichner von Karten und Kriegsplänen u. s. w., für Arbeiter zum

Modelliren und zur Verfertigung mechanischer und mathematischer Instrumente aus Metall und Holz, zum Behuf des Zeichnungswesens; Werkstätten für Metallgießer, Schmiede, Tischler u. s. w. — kurz alles, was zur genausten Vollständigkeit dieser universal-praktischen Militair-Einrichtung nur irgend gehören könnte. Eine Wanderung durch das Innere dieses Gebäudes reißt zum Erstaunen und zur Bewunderung hin, wenn das Auge diese systematische Ordnung, verbunden mit der gefälligsten Eleganz erblickt. Betrachten wir nur noch zwei Raume in diesem Gebäude. Zuerst: den Saal des Archivs der russischen Armee, der sich in der Mitte des Hauses ganz isolirt befindet und ein Riesenwerk der Architektur genannt zu werden verdient. Der ganze Saal nämlich, der Fußboden, das Gewölbe, die Wände, die Stufen und Stiegen, die Thüren, die Fenstereinfassungen, die Läden an den Fenstern, die Repositorien, kurz das ganze Material dieses Baues ist von — Gußeisen, eine Einrichtung, um dem gefährlichen Elemente des Feuers den Eingang zu den hier aufgehäuften wichtigen und nie zu ersetzenden Schriften zu verwehren. Der Saal bleibt unversehrt, wenn rund um alles in Schutt und Asche zerfällt.

Ein zweites Meisterstück ist der Bibliotheksaal, eine marmorne von oben beleuchtete große Rotunde, deren Kuppel so wie die Büchergallerieen ebenfalls von Marmorsäulen getragen werden. Alexanders kolossale Marmorbüste steht auf einem geschmackvollen Piedestal an einem Ende des Saals in einer Nische, ihr gegenüber

die Peters des Großen. Ein von der Kuppel herabhängender Prachtlüstre erleuchtet mit seinem Gaslicht den herrlichen Raum. Adler, die aus den Wänden hervorzudringen scheinen, tragen Donnerkeile und Blitze in den Krallen, aus denen ebenfalls Gasflammen sprühen. — Eben so ist mit Gas das ganze kolossale Gebäude des Generalstabs tageshell erleuchtet, und es gewährt einen zauberischen Anblick bei eintretender Dämmerung auf dem Platz vor dem Halbzirkel zu stehen, und beinahe in einer Minute die zahllosen Fenster erhellt und ihren Schein weit auf den Platz senden zu sehen.

Es war am Ende des Juni 1833, als ich von einem Freunde, der als Beamter des auswärtigen Ministeriums gerade im Generalstabe du jour war, und den ich besucht hatte, heimkehren wollte. Als ich auf den Platz hinaustrat, schlug es von den Thürmen Mitternacht; am abendlichen Himmel glänzte noch das letzte Roth der geschiedenen Sonne, indeß nahe dabei das Roth des Morgens auch schon aufzudämmern schien. Das ist die zauberhafte Eigenthümlichkeit der nordischen Sommernacht, daß sie fast zwei Wochen lang sich nicht in den düstern Mantel des Unheimlichen hüllt, sondern nur einen mild-dämmernden Schleier überwirft. Der Tag bringt eine so hoch im Norden kaum zu erwartende Hitze mit sich, die sich auf alles Lebendige erschlaffend lagert, die Nacht erweckt zu neuem Leben in der Kaiserstadt. Die Kais an der lieblichen, durchsichtigen Newa, die grünbelaubten Inseln des schönen, majestätischen Flusses, Armiden's

Zaubergärten gleichend, dann der Sommergarten, die Newsky-Perspective und alle übrigen Spaziergänge sind belebt und nur der anbrechende Morgen verscheucht die nächtlichen Lustwandler. Auch in jener Mitternacht herrschte ein so mildes Licht, daß ich einen Brief, den ich so eben im auswärtigen Collegium durch die Gefälligkeit eines aus Deutschland zurückgekehrten Couriers aus dem Vaterlande erhalten hatte, ohne Augenanstrengung noch einmal lesend überflog. Da rollte ein mir herzlich befreundeter Gardeoffizier, Baron Stakelberg, auf seiner Droschke zu mir heran. Er, der mit unverdrossenem Sinne meinen freundlichen Cicerone in der stolzen Petropolis zu machen pflegte, lud mich zu einer nächtlichen Spazierfahrt ein. Wir flogen am Winterpalais vorüber, entlang dem russischen mit Pallästen besäten Kai, über die lange nach der petersburger Seite hinüberführende Troizkoi-Brücke, ließen jenseits die stromumwogte Granit-Feste links, wandten uns dann rechts und hielten vor einem hallenartigen Steinhause dicht am Flusse still. Unter dieser Halle steht ein kleines, hölzernes, roth angestrichenes Häuschen; wir traten hinein. Aus dem winzigen Hausflur kamen wir links in ein, ungefähr fünfzehn Fuß im Quadrat haltendes Zimmerchen, nur so hoch, daß man die Balkendecke mit der Hand erreichen konnte. In einer Ecke stand der, in jedem russischen Hause heimische „Heiligenschrank," dieser war beladen mit Edelsteinen, Gold, Stickereien und lebendigen und künstlichen Blumen. Die ewige Lampe vor demselben verbreitete ein ungewisses Licht; aus dem

Halbdunkel trat uns ein alter Invalide entgegen. „Dieß war Sein Wohn- und Speisezimmer!“ sprach der graue, von Narben und Orden bedeckte Krieger, und führte uns dann in eine kleine, daranstoßende Kammer, nur mit einem Fenster versehen. „Hier ruhte Er auf einfachem Lager von Seinen Sorgen und Mühen!“ — Wir kehrten über den Hausflur zurück, an einem kleinen Heerde vorbei, und betraten ein anderes Zimmer, ungefähr so groß, wie das erste, das wir gesehen. — „Hier arbeitete Er und empfing die Gesandten fremder Mächte!“ — Von diesem kleinen Raume aus führte einer der größten Menschen mit kräftigem Geiste ein großes Volk zur Civilisation, von hier aus dictirte er Krieg und Frieden, von hier ließ er mit dem einzigen Wörtchen: „Werde!“ aus wüstem, öden Sumpfe das stolze Petersburg, die kolossale Hauptstadt des nordischen Riesenreichs aufsteigen. Diese kleine, unscheinbare Hütte, deren zwanzig Schritt langes Gärtchen von der Newa bespühlt wird, war einst der Pallast Peter des Großen. Ein Gefühl der Bewunderung durchschauerte uns bei dem Gedanken an diesen erhabenen Herrscher. Wir traten in das Gärtchen, von wo aus er oft auf seine neue Schöpfung geblickt haben mag. — Der Morgenwind rauschte lauter über die krausen Wellen der Newa, — im Osten stieg die Sonne lichtverbreitend herauf.

Reiseskizze
von
Bucharest über den Balkan nach Constantinopel.

(Im December 1833 und Januar 1834.)

Wir waren am 27. Dezember 1833 (am 15. Dezember alten Styls, wonach man wie in Rußland, so auch in der Moldau und Wallachei rechnet) gegen Abend von Bucharest aus dem netten, reinlichen Hotel des freundlichen Wienerwirths Reitperg, das man allen Reisenden empfehlen kann, abgefahren. Der Weg war grundlos und dadurch noch beschwerlicher geworden, daß in derselben Stunde, wo wir die wallachische Hauptstadt verließen, ein starker Frost eintrat, der die Straße zu einer solchen machte, auf der es „nicht hielt und nicht brach." — Statt zwei Pferde, auf die meine leichte, russische Britschka berechnet war, hatte man mir auf der Post in Bucharest acht, sage acht, vorgespannt. Eben so viel vierfüßige Beförderungsmittel hatte mein Reisegefährte, Herr von F., Sekretair bei der russischen

Ambassade in Konstantinopel, vor seine Kalesche erhalten. Doch ging es auch dafür trotz der negativen Chausse so, daß Kies und Funken stoben, wenn es anders möglich gewesen wäre, in dem ellentiefen Kothe einen Stein zu finden, aus dem die Friktion der eisenbeschlagenen Räder etwas Feuerähnliches hätte herauslocken können.

Im Sommer dürfte das Land durch seine üppige Vegetation einen günstigern Anblick darbieten, aber auch nur was die Natur betrifft. Jedes der Fürstenthümer, Moldau so wie Wallachei, begreift ungefähr einen Flächeninhalt von 700 Quadratmeilen und doch ist für jedes nur eine Bevölkerung von ungefähr 800,000 Menschen anzunehmen, wo der fruchtbare Boden recht gut drei bis vier Millionen ernähren könnte. Die Auswanderungs-Lustigen in Deutschland, die in Amerika gewöhnlich das nicht finden, was sie suchen, würden einen glücklichern Erfolg sehen, wenn sie versuchten, hieher ihre Blicke zu richten. Tüchtige Landwirthe dürften durch Fleiß, eine den Wallachen fremde Tugend, hier leicht zu Wohlhabenheit, ja Reichthum gelangen können. — Das Klima ist größtentheils mild, da die im Nordwesten aufsteigenden Karpathen das Land gegen kalte Stürme schützen. Die Gebirge liefern Holz in Menge, das man aber eben so sorglos verschwendet wie in Rußland, ohne an den Mangel zu denken, der daraus künftigen Generationen erwächst. Man belegt in den Städten die Straßen damit, in wenigen Jahren ist es in dem Schmutze verfault. Das Land hat

große und kleine Flüsse und daher auch Ueberfluß an üppigen Wiesenflächen. Der Wein ist gut und feurig und würde, wenn man ihn mehr cultivirte, vortrefflich seyn. Fruchtbäume bilden ganze kleine Waldungen und an Südfrüchten wäre auch kein Mangel, wollte man im Winter die Bäume sorgsamer gegen die Kälte schützen. In Constantinopel wird die Wallachei als Getraidekammer angesehen. Ein Haupterzeugniß des Landes ist Wachs und Honig, weil die Bienenzucht fast der einzige Zweig ist, auf den die Bewohner noch einigen Fleiß verwenden. —

So wie die Natur hier fast von selbst ihre Reichthümer zu Tage fördert, so hat sie deren im Schooß der Gebirge auch eine Menge verschlossen. Salz, Steinkohlen, Salpeter warten nur auf fleißige Hände, um aus ihrem Gefängnisse erlöst zu werden. — Heilsame Quellen und Naphta quillen aus dem Boden empor. — Der Bergbau, der unversiegbare Ausbeute liefern würde, ist fast gar nicht betrieben. Nur die Zigeuner, die in der Wallachei zahlreich leben, beschäftigen sich mit dem Aussuchen der Goldkörner, die fast alle Gewässer des Landes mit sich führen. Ueberall bewährt hier die Natur eine segensvolle Fruchtbarkeit, der Mensch dagegen eine schmachvolle Faulheit.

Das Volk gehört dem Slaven-Stamme an, davon zeugt die Sprache, obgleich diese auch halb aus römischen Worten besteht, die wohl noch aus der Römerherrschaft herüberklingen mögen, die hier einst von Trajan und Hadrian ausgebreitet wurde. Die frühere Geschichte stellt die Wallachen als ein tapferes,

selbstständiges Volk dar, das unter Johann von Vielahardnin, König von Wallachien und Bulgarien, den Franken unter Baldnin im Jahre 1205 bei Adrianopel furchtbar wurde. Innere Zwiste und Tumulte brachten das Volk später unter die Botmäßigkeit der Ungarn, dann der Türken, unter deren Schutzherrschaft es jetzt wieder steht, nachdem es in einigen Jahren durch die Anwesenheit eines russischen Gouvernements auf einen gewissen Grad von früher unbekannter Kultur gehoben worden war. Jetzt wird es wie früher von Hospodar's regiert, und unter diesen, größtentheils phanariotisch-griechischen Prinzen, die mit einer Blutegelnatur begabt zu seyn pflegen, dürfte es wieder auf die Stufe des Elends zurücksinken, das eine Folge der Erpressungen jener Fürsten ist.

In den Städten ist die Armuth weniger sichtbar, desto mehr aber auf dem Lande, wo sich das Elend in seiner schrecklichen Nacktheit zeigt. Ein wallachisches Dorf ist das Non plus ultra der ekelhaftesten Unreinlichkeit und der Erbärmlichkeit und besteht aus Löchern, in die Erde gegraben, über die ein Dach von Stangen sich befindet, welches selten mit Stroh, gewöhnlich mit Rasen bedeckt ist. In ein ächtes Bauernhaus wagte ich mich nie hinein; auf den Stationen stieg ich einigemal aus dem Wagen, um in die Posthalterei, immer das beste Haus des Dorfes, zu treten, dessen Inhalt ich also aus eigner Anschauung kenne. Durch eine Art von Thüre kroch man auch hier gebückt in eine mehrere Fuß in die Erde gegra-

bene Vertiefung, deren Boden weder gepflastert noch gedielt, sondern nur festgestampft war. Ueber sich sieht man die Sparren des Daches, in welchem eine mit Schweinsblasen verklebte Oeffnung das Fenster vorstellte. Eine Ecke dieses Raums stellt den Heerd vor, um welchem mehrere Postknechte mit untergeschlagenen Beinen auf türkische Manier kauerten, Tabak rauchten und sich am Feuer wärmten; der Rauch suchte durch das löcherige Dach nach Belieben einen Ausgang. Meubel fanden sich nicht vor. Längs der einen Wand lief eine niedere, breite, hölzerne Bank, wie die Wachtstuben-Pritschen in Deutschland, die mit einer Schilfmatte bedeckt war und die Dreifaltigkeit von Bett, Tisch und Stuhl in sich vereinte. Der Posthalter, ein schmutziges Subject wie seine Knechte, in türkischer Tracht, setzte sich mit gekreuzten Füßen auf die Bank, zog aus dem Gürtel das im Orient gebräuchliche Dittenfutteral mit einer aus Rohr geschnittenen Feder hervor und kritzelte seine nöthigen Bemerkungen in das voll Dreck klebende Postbuch. — Lebensmittel in einem solchen Dorfe zu erhalten, ist nicht nur schwer, sondern unmöglich. Die Eßwaaren, die ich von Jassi mitgenommen hatte, waren schon vor Bucharest aufgezehrt. In einem wallachischen Dorfe bot ich reichliche Bezahlung, um etwas Genießbares zu bekommen, allein umsonst. Selbst nicht ein Stück Brod konnte mir der Posthalter geben, der mir das Tabakrauchen als ein Mittel zur Stillung des Hungers empfahl. — Die Straßen der Dörfer mit ihrem fetten Boden waren in dieser winterlichen

Jahreszeit in unergründliche Moräste verwandelt. Ich beobachtete einen Hund, der durch den fürchterlichen Schlamm beinahe schwamm, um zu einem der bewohnten Erdlöcher zu gelangen, in das hineinzugehen er aber verschmähte und lieber aufs Dach kletterte, indem er die Einsamkeit auf dem Hause der Gesellschaft der wallachischen Menschen im Hause vorzog.

Der gemeine Wallache ist faul, weil er weiß, daß er die Früchte seiner Arbeit nicht genießen darf, sondern daß sie ihm von den Griechen, den Pächtern der Bojaren, welche letztere Herren und Gebieter der wirklich erbarmungswürdigen Bauern sind, abgenommen werden unter der Benennung von Zehnten ꝛc. — Diese Griechen in der Wallachei und auch in der Moldau sind die nichtswürdigsten Canaillen, die es auf Gottes Erdboden giebt, und die polnischen Juden, die den Bauern in Polen auch zu betrügen und zu ruiniren verstehen, höhere Wesen im Vergleich mit ihnen. — Den größten Theil seiner Erndte hat der arme Bauer schon seinem Bojaren und dem griechischen Pächter abgeben müssen, nun soll er noch die Abgaben an die türkische Regierung zahlen. Geld findet sich nur in den Händen der Griechen, an diese muß er sich wenden, um es zu erhalten und verkauft dann nun sein Letztes an ihn, aber unter solchen Bedingungen, bei welchen dem Bauern sprüchwörtlich das Fell über die Ohren gezogen wird. Ein solcher Kauf ist toller als ein offenbarer Raub, da er unter den Deckmantel eines rechtlichen Handels verborgen wird. Darum arbeitet der Wallache lieber gar nicht, denn

Prügel bekommt er doch in Fülle von seinen Vorgesetzten, gleich viel, ob er fleißig oder faul ist. So war ich Zeuge, wie ein Posthalter einem seiner Knechte, der vielleicht ein kleines Versehen bei der Bespannung meines Wagens begangen hatte, unbarmherzig bei den Haaren zu Boden riß, und ihm mit den Füßen auf die Brust und in's Genick trat. Meine wörtlichen Einwendungen wurden von den Schurken mit Spott und Lachen zurückgewießen, und er ließ erst dann in seinen Mißhandlungen gegen den Knecht ab, als ich ihm selbst mit der eisernen Scheide meines Säbels einige Hiebe über seinen Schädel legte, ohne Rücksicht, ob ich den Kerl auch dabei todtschlug. Zu widersetzen wagte er sich nicht, da er in meiner linken Hand eine Pistole bemerkte und ich in einem Kampf mit ihm, für mich auf die Hülfe seiner eignen Knechte rechnen konnte. Durch die schlechte Behandlung wird der Charakter des gemeinen Mannes trotzig und hartnäckig gegen seine Peiniger, oft sogar bis zum Morde gegen diese, worauf er dann hinüber nach der Türkei flüchtet und sich den Räuberhorden des Balkan's anschließt. — So lebt der Wallache in's Gelag hinein, bekümmert sich weder um Vergangenheit noch Zukunft, und hat eigentlich vom Menschen nichts, als die Gestalt. — In ganz Europa vielleicht ist die Natur nicht freundlicher und produktiver, als dort, aber auch nirgends die Sittenverderbniß, Herabwürdigung und Sclaverei größer, als in der Wallachei und in der Moldau, wo derselbe Zustand herrscht. Unter einem guten, um das Wohl des Volks besorgten Fürsten,

dürften jene Länder vielleicht einer herrlichen Gegenwart sich erfreuen. —

Bucharest, die Hauptstadt der Wallachei, ist der Sitz der Bojaren, die dort das von ihren Unterthanen erpreßte Geld auf sinnlose Weise durch Spiel, durch Bestechungen, um irgend eine hohe Charge im Divan des Fürsten zu erlangen, durch Unterhaltung eines Harems von Maitressen u. dergl. vergeuden. — Die Frauen sind der Liederlichkeit in hohem Grade ergeben; eheliche Treue ist ihnen unbekannt. Folgendes Beispiel mag es beweisen. Ein mir unbekannter junger Deutscher kam nach Bucharest, wo er von einem Bojaren mit der hier heimischen Gastfreundschaft — ihre einzige Tugend — in seinem Hause aufgenommen wurde. Von den Sitten des Hauses konnte er sich nicht ausschließen; er trank und spielte, soviel in seinen Kräften stand, indem er den Aufforderungen seines Wirths nachgeben mußte. Gegen die Dame vom Hause betrug er sich, wie es der Anstand erforderte. Nach ungefähr vierzehn Tagen sagte der Bojar zu ihm in mißmuthigem Tone: „Freund! meine Frau beklagt sich über Dich!" Der Deutsche erstaunt und wendet ein, daß er sich gegen sie anständig und artig betragen habe. — „Das mag seyn," antwortete der Bojar, „aber vierzehn Tage lebst Du bei uns und hast mit meiner Frau noch kein Verhältniß angeknüpft!" — Der Leser wird mir die nähere Bezeichnung eines solchen „bucharester Verhältnisses" erlassen; mag er sich nur das Aergste dabei denken. Von geistiger, höherer Bildung ist in diesen wallachi-

schen vornehmen Familien nicht die Rede. Dadurch, daß seit einigen Jahren die Söhne der Bojaren angefangen haben, deutsche Hauptstädte zu besuchen, sich auch wohl bei irgend einer Universität immatriculiren lassen — ohne gerade dem wirklichen Studium obzuliegen, — ist durch diese jungen Leute eine gewisse Art gesellschaftlicher Bildung nach Bucharest übertragen worden, sofern sich diese durch Soiréen und Bälle offenbart. — An Pracht und orientalischem Pomp fehlt es in der Lebensart der Bojaren nicht; in desto schrofferem Gegensatz steht dieß aber mit der schrecklichen Armuth des Volkes.

Ein bemerkenswerther, ausgebreiteter Volksstamm in den beiden Fürstenthümern sind die Zigeuner, eine Menschenklasse, ausgestattet mit natürlichen, geistigen Fähigkeiten und vielen Anlagen zur Kunstfertigkeit. Die Männer sind schlanke, dabei kräftige und wohl proportionirte Gestalten, die dunkle Gesichtsfarbe und das schwarze, krause Haar spricht für die afrikanische Abstammung. — Das weibliche Geschlecht, so lange es in der Jugendblüthe steht, ist durchgehends schön. Der Körper zeigt eine üppige, herrliche Fülle, — das dunkle Antlitz regelmäßige Züge, ein sanftes Roth ist auf die gebräunten Wangen gehaucht. Im Auge mischt sich wollüstige Glut mit seelenvoller Schwärmerei, durch die frischen Lippen schimmern zwei Reihen der schönsten Perlenzähne. Bald und früh aber welken diese herrlichen, weiblichen Blüthen, preisgegeben den Einflüssen eines unbequemen Lebens und dem Genuß der Wollust, der sie sich mit stürmischer Wuth dahin

geben. — Die Männer beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Schmiedehandwerk. Zwischen Foktschani, der moldau-wallachischen Grenzstadt, und Bucharest verlor ich ein Stück der früher schon gebrochenen Radschiene meines Wagens. Fürchtend, daß der Schaden sich vergrößern würde, wollte ich auf einer Station repariren lassen und fuhr vor die Werkstatt eines solchen Zigeunerschmieds, die ein oben schon beschriebenes Bauernhaus war. Zwei Hämmer, eine Zange, statt des Ambos ein Stein und ein sehr derangirter Blasbalg bildeten das ganze Handwerksgeräthe, — Eisenvorrath war aber nicht vorhanden. Der Zigeuner entfernte sich und kehrte in einigen Minuten mit mehreren alten Nägeln und kleinen Stückchen Eisen, die er von den Häusern und Wägen des Dorfs — an welchen sich ohnehin wenig dieses Metalls befindet — gestohlen hatte, zurück und versuchte aus diesen Kleinigkeiten ein Stück zusammenzuschweißen. Da es aber nicht hinreichte, so half er sich kurz dadurch, daß er einen seiner Hämmer opferte und so seine Arbeit trefflich vollendete. Während der Arbeit gab er mir noch stillschweigend die Erlaubniß — Eifersucht ist diesem Volke ganz fremd — seiner üppigen, kaum dem Kindesalter entwachsenen Frau, die wohl alle Preciosen sämmtlicher deutschen Bühnen an Schönheit übertroffen haben dürfte, nach Belieben die Cour zu machen. — In jeder Hinsicht verließ ich die Schmiede sehr befriedigt. — Die Zigeuner machen übrigens die kirchlichen Gebräuche des Orts mit,

in dem sie sich aufhalten, ohne eigentlich einer wirklichen Religion anzuhängen.

Am 28. December gegen Morgen, etwa um drei Uhr, langten wir in dem hart am linken Donau-Ufer gelegenen Grenzstädtchen Giurgewo an und stiegen bei dem Quarantainedirector ab, einem freundlichen, alten Griechen, an den wir von dem damals in den Fürstenthümern kommandirenden russischen General, Herrn von Kisseleff, von Bucharest aus empfohlen waren. Der Traum in der vorigen Nacht, der mir eine Jassysche Feuersbrunst vorgaukelte, hatte — wie das in jedem Traumbuche deutlich zu ersehen — sehr richtig strenge Kälte prophezeiht, denn als wir aus unsern Reisewägen stiegen, knisterte der Schnee unter den Füßen, und die Sterne blitzten so klar und kalt auf uns hernieder, daß wir recht lebhaft an unsere nordische Heimath erinnert wurden. In dem elegantesten Zimmer des türkisch gebauten Hauses fanden wir auch alsbald ein tröstendes Kaminfeuer und in unserm Wirthe einen so charmanten Alten, daß uns recht behaglich und wohnlich zu Muthe wurde. Alles schien sich zu bemühen, uns den Abschied von christlicher Erde — denn jenseits der Donau winkten schon die Minarets von Rustschuk herüber — schwer machen zu wollen. Das Zimmer, in dem wir uns befanden, und das mehr oder minder allen türkischen Zimmern, in denen wir später hauseten, glich, war mit Nußbaumholz getäfelt, war auf drei Seiten mit niedern Divans umgeben und hatte Schränke in den Wänden; an der vierten Seite

befand sich der Kamin — sonst in der Türkei nicht gebräuchlich — neben diesem aber ein europäischer, eleganter Tisch und ein paar Stühle, Meubel, die man sonst im Oriente vermißt. Gleich nach unserem Eintritte wurde uns ein Gelée von eingekochten Früchten nebst einem Glase Wasser nach griechischer Sitte überreicht; später kamen dann lange türkische Pfeifen und dicker Kaffee, ein köstliches Getränk, das man, wenn man sich nur erst einigermaßen daran gewöhnt, sehr gern und mit großem Wohlbehagen trinkt. Als der Tag angebrochen, verließ uns unser Wirth, um Anstalten zu unserer Weiterreise zu treffen, um die es uns, da hier unseres Bleibens doch nicht seyn konnte, zu thun seyn mußte. Wir hatten indeß Zeit, seinen rings an den Wänden, wie bei uns etwa Bilder großer Männer, Sängerinnen rc., prangenden Waffenvorrath von schönen türkischen Flinten, Pistolen, Säbeln, Dolchen und Handschars zu bewundern, die eine gar ernste Bilderreihe formirten und Stoff zu manchen erbaulichen Betrachtungen geben konnten, die wir dem Leser nach seinen Ansichten selbst zu machen überlassen. Briefe wurden nun noch schnell an die Theuern und Lieben im Vaterlande geschrieben, um ihnen ein Lebewohl vor dem Eintritte in das Reich, wenn auch nicht der Schatten, so doch der Muselmänner zuzurufen. Es mag wohl manche Thräne während des Schreibens darauf gefallen seyn, ich weiß es nicht mehr so genau, und wäre es auch, so wurden sie gewiß durch den heißen Räucherdampf, der ihnen auf der russischen Grenze

in Skulani bevorstand, rein weggetrocknet. Es ist nämlich eine Eigenthümlichkeit, daß man in Rußland die Türkei für ganz, die Fürstenthümer Moldau und Wallachei aber nur für halb verpestet hält, denn Alles, was aus der Türkei durch diese Schutzstaaten nach dem nordischen Riesenreiche will, Menschen und Briefe, ist zuerst in Giurgewo einer sechstägigen, dann aber auf der moldau-russischen Grenze noch einer viertägigen Quarantaine und resp. Durchräucherung unterworfen. — Da in der Türkei bequeme Reisen zu Wagen nicht gebräuchlich sind, und man nolens volens zu einem Kavalleristen verdammt wird, so verkaufte ich meinen Wagen, der mich dreißig Dukaten gekostet hatte, für zehn an den Schmied von Giurgewo, der sowohl in dieser vulkanischen Eigenschaft, als auch in der als Deutscher, der Einzige genannt werden konnte, eben weil in Giurgewo durchaus kein Schmied und kein Deutscher außer ihm trotz alles Suchens zu finden seyn dürfte. Ich wünsche, daß ihm der Handel das Doppelte eingebracht haben möge, wie ich auch nicht anders vermuthe.

Nach einem, um mit Reichard in seinen Briefen aus Wien zu reden, eingenommenen „feinen Dinér" wanderten wir zu Fuß durch das Städtchen, um uns zu dem Ueberfahrtsplatze an der Donau zu begeben, besahen bei der Gelegenheit auch die Trümmer der dahingesunkenen Festungswerke, die dem Muthe der russischen Tapfern sich beugen mußten, die große Moschee, die jetzt zu Ehren des Kaisers in eine Nikolai-Kirche verwandelt ist, und gelangten in die Qua-

rantaine, wo wir hinter vergitterten Fenstern einige von Konstantinopel kommende russische Offiziere sprachen. Der für die hier eintreffenden körperlich Verdächtigen bestimmte Prüfungsort besteht aus einem langen Gebäude mit einer Reihe von Zimmern, deren Thüren auf abgesonderte kleine Höfe, zur Promenade dienend, hinausgehen. Die Meubel sind sehr einfach, d. h. jedes Zimmer hat eine Pritsche, wie bei uns etwa die Wachtstuben, die zugleich die Stellen des Bettes, des Sopha's, der Stühle und Tische vertritt, doch ist der Quarantaine-Direktor gefällig genug, Reisenden aus höhern Ständen das Zimmer etwas wohnlicher zu machen, wie auch jetzt schon mehrere in den Stand gesetzt waren, um Herrn von Butenief, den russischen Gesandten bei der hohen Pforte, den man von Konstantinopel erwartete, aufzunehmen. In der, den ganzen Quarantainebezirk umgebenden Mauer befindet sich gegen die Donau zu ein großes gewölbtes Thor — Ueberbleibsel von Giurgewo's Festungswerken — durch dessen Gitterthüre man auf einen kleinen Platz sieht, der hart an den Fluß grenzt. Hier nun ist der Aufenthalt der Türken, die vom jenseitigen Ufer mit Waaren herüber kommen, die ihnen dann mit aller möglichen Sanitätsvorsicht abgenommen werden. Nichts Menschliches darf aber durch die Gitterthüre herein, ohne in sechstägigen Arrest zu kommen. — Nachdem wir uns von unserm freundlichen Wirthe verabschiedet hatten, öffnete sich vor uns das Thor und wir folgten unserm bereits vorangeschobenen Gepäcke selbst nach,

winkten dann Allen noch aus geziemender Ferne einen Scheidegruß zu und überlieferten uns unserm türkischen Bootsmanne Mustapha, der nebst noch drei Matrosen bereit war, uns auf seinem Fahrzeuge nach Rustschuk hinüber zu bringen. Die Donau ist hier ein gar mächtiger Strom, wohl eine deutsche Meile breit und geziert mit vier oder fünf grünen Inseln, aus deren Gebüsch blau und roth bemalte wallachische Grenzpfähle hervorschauen. Ich erlaubte mir, ganz in der Stille die Wellen zu fragen, wie es jetzt in dem lieben, muntern Wien aussähe, allein dumpf und unverständlich murmelnd zogen sie weiter. — Nach zweistündiger Ruderfahrt, gegen fünf Uhr, also um die Zeit des Sonnenuntergangs — nach türkischer Zeitrechnung um zwölf Uhr — nahten wir uns dem minaretgeschmückten Rustschuk.

„Finster ist es schon und spät,
„Und von jedem Minaret
„Zum Gebet des Imam's Stimme ruft.“

Ich glaubte, indem ich diese Melodie aus Weber's „Oberon“ vor mir hersummte, am passendsten das türkische Gebiet zu begrüßen, da es vielleicht nicht Vielen bekannt seyn dürfte, daß der geniale Komponist diesen Schlußchor des ersten Akts aus der Melodie eines ächt arabischen Gesanges entnommen hat, den der preußische General Minutoli von seiner Reise nach Aegypten mitbrachte. — Und wie verabredet erschallte bei den letzten Takten der Ruf der Imam's und Muezzin's von den Gallerien der schlanken Minarets: „Allah il Allah ü Mahomed resül illah!“

der den gläubigen Moslim zum Abendgebet einlud. Es ist hier zu bemerken, daß bei den größern Tempeln, den Dschami's (Versammlungshaus der Gemeine) eigene Gebetausrufer: „Muezzin's“ angestellt sind, wogegen bei den kleinern, den sogenannten Meschid's (Moscheen) der Priester — Imam — diesen Dienst mit versieht, so wie daß bei den Dschami's noch die besondern Aemter des Sheikh, der an jedem Freitage predigt, der Imam's, des Khatib — Schreiber — und der Kayim's — Aufseher des Tempels — bestehen.

Endlich landeten wir dicht neben den Festungswerken von Rustschuk, die aber dem Anscheine nach nur unbedeutend sind, und begaben uns zu dem griechischen Handelsherrn und Commissionair Weliko, an den man uns in Giurgewo gewiesen hatte und den wir mit untergeschlagenen Beinen auf dem Sopha kauernd, umgeben von seinen Handelsfreunden, geschäftsvoll antrafen. In ein Zimmer seines großen, hübschen Hauses geführt, ging die gewohnte Bewirthung mit Fruchtsaft, Pfeifen und Tabak und Kaffee von Neuem los, und als wir ihn ersucht hatten, unsere Abreise zu beschleunigen, begleitete er uns zum Pascha, der hier residirt. Rustschuk ist die Hauptstadt des Sandschaks gleichen Namens, der zum Ejalet Bulgarien gehört, ein von Handel und Gewerbe sehr belebter, weitläuftiger Ort mit 30,000 Einwohnern, unter denen sich Griechen, Armenier und Juden befinden. Unter den Letztern sprachen mehrere deutsch und baten mich in dieser Sprache, für sie

eine Menge Briefe nach Konstantinopel mitzunehmen. Ich hätte ihnen allenfalls den Gefallen erwiesen, wenn mich ein dabei stehender Türke mit warnenden Gesten nicht davon zurückgehalten. Aus welchem Grunde erfuhr ich nicht, doch befolgte ich den Rath des Türken, da es im fremden Lande gut ist, so wenig Verpflichtungen wie möglich auf sich zu nehmen.

In der Wohnung des Pascha wurden wir von dessen Dolmetscher empfangen, einem jungen Griechen, der fertig französisch, italienisch, griechisch, türkisch und auch ein wenig deutsch sprach — er war längere Zeit in Ungarn gewesen — sich mit griechischem Redepomp auch gegen uns rühmte, mit für die Befreiung seines Vaterlandes gefochten zu haben, jetzt aber demüthiger Dragoman eines türkischen Pascha's war. So etwas ist ächt griechisch und für den, der den charakterlosen Charakter dieses Volks — wohl eine Folge ihrer Unterdrückung und ihres Unglücks — kennen gelernt hat, nichts Neues.

In einem mit rothem Seidenzeuge reich drappirten Zimmer, um das rund umher niedere Sopha's liefen, trafen wir den Pascha, einen jungen, recht hübschen Mann von ungefähr neunundzwanzig Jahren, mit untergeschlagenen Beinen sitzend und von einer Menge von Dienern umgeben, von denen jeder seine Beschäftigung hat; so ist der Eine z. B. der Pfeifenträger, der Andere der Träger des kleinen Kohlenbeckens, aus dem die Kohle auf den Tabak gelegt wird. Es ist nämlich charakteristisch, daß der Türke nie seine Pfeife an der Flamme einer Kerze oder

Lampe anzündet, sondern sich dazu stets einer Kohle, oder auf der Reise eines Stückchens Schwamm bedient. Der dritte der Diener ist der Kaffeeschenk, der Vierte derjenige, der seinem Gebieter das Konfekt überreicht, wovon die Türken, wie überhaupt von allen Süßigkeiten, große Freunde sind. — Von diesen nothwendigen Bequemlichkeitsrequisiten eines Türken fanden wir, wie gesagt, auch unsern Pascha umgeben, der uns zum Sitzen einlud und uns Pfeifen und Kaffee reichen ließ. Dies sind im türkischen Leben ein paar so nothwendige Artikel, daß hier einige Worte darüber an ihrer Stelle seyn dürften. Pfeifen wie die unsrigen kennt der Türke nicht; der Anblick einer solchen ruft sogar auf seinem sonst gewöhnlich ernsten Gesichte ein Lächeln hervor. Der Kopf seiner Pfeife ist klein, von rothem Thon und stets von geschmackvoller Form; das Rohr sehr lang, von einer Art des Kirschbaums, der in Asien wächst, dessen Rinde aber nicht riecht, wie die in Deutschland bekannten, aus Ungarn kommenden, sogenannten Weichselröhre. Der größte Schmuck der Pfeife bleibt aber stets die Spitze, die von Bernstein — den man alljährlich in großer Menge aus Königsberg in Preußen von dem dortigen Pächter der Bernsteinfischereien, Douglas, erhält — sehr elegant gearbeitet und mit Zwischenstücken von emaillirten runden Knöpfen verziert ist. Will sich der Türke einen recht schmackhaften Genuß gewähren, so raucht er aus dem Nargilé. Dies ist ein mehrere Ellen langes, wie eine Schlange biegsames ledernes Pfeifenrohr, dessen eines Ende in

einem mit Wasser gefüllten Glaskolben steckt; oben auf diesem Glaskolben befindet sich der mit Tabak gefüllte Pfeifenkopf (Lulláh), so daß durch das am andern Ende des Rohrs befestigte bernsteinerne Mundstück der Rauch durch das Wasser gezogen, dadurch abgekühlt und so wohlschmeckender gemacht wird. Es gehört jedoch eine gute, starke Lunge dazu, um aus einer solchen Maschine zu rauchen. In den türkischen Kaffeehäusern, in denen immer eine große Stille herrscht, wenn auch sämmtliche Wandsopha's besetzt sind, macht es einen gar kuriosen Eindruck, den quirlenden Ton des Wassers aus vier oder fünf Nargilés zu hören, und oft bin ich durch dies gleichmäßige Geräusch in sanften Schlummer gewiegt worden. — Was den Kaffee betrifft, so wird dieser aus sehr kleinen Porzellantassen, wie bei uns etwa das Kinderspielzeug, schwarz, ohne Zucker und so dick getrunken, daß man auf eine solche kleine Tasse gewöhnlich zwei bis drei Theelöffel voll Kaffee nimmt. Von beigemischten Ingredienzien wie in Deutschland, z. B. Cichorien, Möhren und wie die Surrogate alle heißen mögen, ist Gott Lob! nicht die Rede.

Wir saßen denn also sehr behaglich neben unserm Pascha von Rustschuk, in dem wir, eine Seltenheit bei den Türken, einen sehr gesprächigen und, wenn das nicht etwa auf Rechnung des Dolmetschers kam, auch mitunter recht geistreiche Bemerkungen machenden Mann kennen lernten. Da wir von Petersburg kamen, so wollte er viel über den Kaiser Nicolaus, über seine Persönlichkeit, sein Familienleben u. s. w.

wissen, da er bei ihm, so wie jetzt bei allen Türken durch die wahrhaft kaiserliche Großmuth, die er gegen die Besiegten zeigte, in der größten Achtung steht. Wir befriedigten die Wißbegierde unseres Wirths so viel wie möglich, indem uns die Rückerinnerung an so viel herrliche Charakterzüge des Monarchen selbst nur angenehm seyn konnte. Unser Pascha gewann uns durch die Uebereinstimmung unserer politischen Ansichten lieb und bat, ihm Gelegenheit zu geben, uns, so viel in seinen Kräften stand, gefälligzu seyn. Unsere Bitte betraf schnelle Beförderung unserer Weiterreise. Da es aber schon spät geworden, so rieth er uns, bis zum folgenden Tage Geduld zu haben. Den nächsten Morgen bäte er um unsern Besuch und würde bis dahin dann Alles zu unserer Reise in Bereitschaft setzen lassen. — Um dem Gebote des Propheten nicht entgegen zu handeln, wurde zwar nicht Wein, aber Punsch servirt, und bei diesem alle politischen und Staatsverhandlungen bei Seite gesetzt und die Unterhaltung auf andere Gegenstände gelenkt. So fragten unter Andern Se. Excellenz, ob wir nicht Damen mit uns hätten? Auf unsere junggesellenhafte Versicherung, daß dem nicht so sey, gab er sich nicht zufrieden, sondern meinte sehr gnädig, daß solche lustige, charmante Leute, wie wir nämlich, gewiß nicht ohne diesen galanten Artikel eine so lange Reise unternommen hätten. Wir sollten ihm unsere Begleiterinnen nur ganz sorglos vorstellen; er sey ein gebildeter, galanter Mann, von dem wir für unsere etwanigen, wenn auch nicht Ehe-, so doch Reisehälf-

ten nicht das Geringste zu befürchten hätten. Unsere nochmalige Versicherung des Gegentheils wollte ihm durchaus nicht als wahr erscheinen und er drohte uns noch mehreremale schalkhafterweise mit dem Finger, sehr pfiffig das Wort „Madame" wiederholend. Durch ein solch zartes Vertrauen ermuthigt, erkundigten wir uns bei ihm nach seinem Harem, dessen Schätze er uns auch dann sehr lobend anpries, aber eine Ocular-Inspection sehr höflich ablehnte. — Als die besten Freunde schieden wir für diesen Abend und genossen auf den griechischen Sopha's des Herrn Weliko auf türkischem Boden den ersten, recht sanften Schlummer.

Am andern Morgen wiederholten wir beim Pascha unsern Besuch, fanden ihn jedoch sehr verdrossen, weil er die ganze Nacht von Zahnschmerzen geplagt worden war. Er erzählte uns ganz offen, daß er es versucht habe, seinen Schmerz in den Armen einer schönen Sclavin zu übertäuben, allein auch das sey fruchtlos gewesen. Ich muß gestehen, daß dieses Arzneimittel mir als sehr süß erschien, und ich möchte wohl in meinem lieben Vaterlande den Zudrang der Zahnschmerzler sehen, wenn dies türkische Mittel in unsern Apotheken zu haben wäre. Mein Reisegefährte, selbst immer kränklich, führte in seiner Schatulle einige Kleinigkeiten gegen die gewöhnlichsten Uebel mit, schickte seinen Bedienten rasch nach Hause und ließ ein Fläschchen mit einem — ich weiß nicht welchem — Medikament gegen Zahnschmerzen holen, das er dem Pascha anbot, worauf dieser auch in zehn

Minuten seine Schmerzen verlor. Sein Dank war lebhaft, und während wir mit ihm wieder in Tabak und „Kahvéh“ (wie die Türken unsern kurzen deutschen Kaffee langgedehnt accentuiren) schwelgten, erschien auf seinen Befehl der „Tatar-Baschi,“ der Chef der sogenannten Tataren, die aber diese Benennung nur als Titel führen, keine Tataren, sondern bewaffnete Couriere sind, die Depeschen durch das Land befördern und Reisende als Schutz und Schirm begleiten. Wir accordirten für eilf Pferde, wovon sieben meinen Reisegefährten, mich, unsere beiden Bedienten, den Tataren und die beiden Postillone, „Dschiurdschi's genannt, die vier andern aber unser Gepäck trugen, auf dem Wege von Rustschuk nach Konstantinopel, also für 110 türkische Stunden (1 Stunde = $\frac{3}{4}$ deutsche Meilen) oder 82½ deutsche Meilen, vierundachtzig Dukaten, wofür jedoch auch der Tatar für die ganze Tour unsere Bewirthung übernehmen mußte. — Den Balkan bei Schumla zu überschreiten, wo die Passage weniger beschwerlich war, gestattete der für uns besorgte Pascha nicht, da in den letzten Tagen mehrere Räubereien und Ermordungen durch dort hausende Albanesen vorgefallen wären, sondern wies uns an, den Weg über Tirnowa, der, wenn auch unbequemer, so doch sicher sey, zu nehmen. Nachdem wir für achthundert Piaster (in Konstantinopel sind 48 Piaster = 1 holländischen Dukaten; entfernt von der Hauptstadt gilt der Dukaten aber nur 36 bis 38 Piaster) Sattelzeug und Waffen für uns eingekauft und vom Pascha einen Firman — Courierpaß

— erhalten hatten, traten wir mit Sonnenuntergang unsern Weg an. Unser Tatar Hassan, ein sechs Fuß großer Türke, ungefähr ein Fünfziger, eröffnete den Zug mit den Worten: „Allah gebe uns eine glückliche Reise!“ — Sein Anzug bestand in einer rothen mit Gold gestickten Jacke mit aufgeschlitzten Aermeln, blauer gestickter Unterweste, rothen, bis zum Knie übermäßig weiten, von da aber wie Kamaschen sich anschmiegenden Pantalons, die ebenfalls mit Bordüren von Goldschnüren besetzt waren; dazu kamen rothe, steife Stiefeln, die bis zur Wade gingen, und darunter aus gewalktem Wollenzeuge verfertigte Strümpfe, mit bunten Schnüren besetzt, die beim Reiten sich bis hoch auf das Bein gezogen, sonst aber über die Stiefeln hinuntergeklappt werden. Seine Bewaffnung bildeten zwei Paar lange Pistolen und ein Handschar, die in einem breiten, den Leib umschließenden Ledergürtel staken; dann ein krummer Säbel und eine über die Schulter hängende lange Flinte. Hiezu kam eine am Sattel hängende lange Lederkapsel — wie bei uns etwa die Pistolenhalfter, — in welcher sich die friedliche lange Pfeife befand. Mehr oder minder ähnlich waren auch wir übrigen bewaffnet, die Pfeife fehlte bei keinem. Die türkischen Stiefeln und Strümpfe, der jetzt auch allgemein bei den Türken gebräuchliche Fez — eine hohe, rothe griechische Kappe mit blauer Seidenquaste, darum ein Shawl gewunden, der die Kopfbedeckung zu einem Turban gestaltete, machten uns halb zu Türken, indessen die an-

dere Hälfte durch den Ueberrock, Mantel und den Inexpressibles europäisch blieb.

Es fror tüchtig, je näher die Nacht heranrückte. Ungewohnheit, auf türkischen Sätteln zu reiten, die vorn und hinten eine große Lehne haben und mit ungeheuern viereckigen Steigbügeln, in welchen der Fuß wie auf einem Brete ruht, versehen sind, bewog uns anfangs, auf dem sich von Rustschuk an allmählig erhebenden Wege die Pferde langsam gehen zu lassen. Bald aber überhob uns dessen die Gewohnheit und wir trabten bei hellem Mondschein lustig fort. Die Pferde, die in dem Sandschak von Rustschuk gezogen und besonders für die leichte Kavallerie der Armee benutzt werden, sind vortrefflich. Jede Art von Beschwerde wird ihnen leicht und sie steigen eben so sicher über die Felsen hinweg, wie sie in einem für den Reiter sehr bequemen Paß-Gange auf ebener Straße dahin schreiten, die übrigens in diesem nördlichen Theile der Türkei ausgezeichnet sind. Man nennt die Raçe dieser Pferde Beli-Ormani, unter welchem Namen sie im ganzen Lande berühmt und gesucht sind.

Die Stationen in der Türkei sind nicht gleich lang, sondern wechseln von vier, acht, zwölf, ja bis zu sechszehn Stunden. Wie vorher bemerkt, sind die Wege in diesem Sandschak die besten in der ganzen Türkei; freilich werden sie aufhören, dies zu seyn, wenn die auf Befehl des Sultans bereits begonnenen Chausseen von Konstantinopel nach Adrianopel, und von dort nach Brussa in Kleinasien vollendet sind.

Am 30. December früh um 1 Uhr langten wir an einem im Sommer leicht zu durchreitenden Flusse an — ich glaube die Türken nennen ihn „Ak-Lom" — der jetzt aber sehr angeschwollen war und mit großen Eisschollen trieb. Obgleich wir unter solchen Umständen bedenkliche Gesichter schnitten, so blieb uns, da eine Brücke nicht vorhanden, keine Wahl übrig, denn hindurch mußten wir, obgleich es wahrlich keine Kleinigkeit war. So lange das starkströmende Wasser den Pferden nur bis zum Bauche reichte, übten wir unsere Reiterkünste, um den Eisschollen auszuweichen; als aber der Führer unserer Karavane, der Tatar Hassan, wohlgemuth mit seinem Pferde zu schwimmen anfing und wir wider Willen diesem nassen Beispiele folgen mußten, beschäftigten wir uns mit deutschen und russischen Flüchen. Bis an den Leib durchnäßt, so wie unser Gepäck sich ebenfalls keiner Trockenheit rühmen konnte, erreichten wir zähneklappernd das andere Ufer, suchten, da der Mond bekanntlich keine warmen Einflüsse auf die Erde und ihre Bewohner ausübt, erwärmenden Trost im Pferdetrabe und langten nach einer Stunde in einem von bulgarischen Christen bewohnten Dorfe an, wo wir in einem Bauernhause ein gewaltiges Feuer auf dem Heerde, der sich im Zimmer befindet, anzündeten und uns daran, auf Matten und Teppichen lagernd, von allen Seiten trockneten. Hassan hatte unterdeß ächt türkisch einem schlaftrunkenen Huhne den Kopf abgesäbelt, das auch sofort gebraten wurde. Den Tisch bei Gastmählern in der Türkei vertritt ein niederer

Fußschemel, den man umdreht und auf seine vier gen Himmel gestreckten Füße eine runde hölzerne oder Blechplatte mit den Speisen setzt. Freilich gehört Uebung dazu, liegend mit den Fingern die Gerichte von der Platte bis zum Munde zu bringen; allein mit der Zeit lernt man Alles, am leichtesten aber das Essen. Außer dem gebratenen Huhne bestand unsre Mahlzeit, von der wir, da wir sie mitten in der Nacht einnahmen, nicht wußten, ob sie ein déjeûner, dinér oder soupér sey, noch in Pilav, das ist trockner, in wenig Fett gekochter Reiß, dann aus Kibap, kleine Stückchen Hammelfleisch, von denen ungefähr zehn an einen hölzernen Spieß gereiht und gebraten werden, so wie aus einem Käsekuchen, woran sich als Desert Feigen, Datteln und Trauben reihten; guter Landwein wurde dazu, so viel wir trinken wollten, gereicht. Ich habe in Petersburg, wo, wie in Paris, die Kochkunst einen hohen Standpunkt erreicht hat, stets sehr gut gegessen, muß aber gestehen, daß dies türkische Essen meinem Gaumen ebenfalls ganz charmant mundete; daß allein der starke Ritt die eigentliche Würze gewesen seyn soll, kann ich nicht glauben, da mir alle diese Gerichte im spätern ruhigen Zustande in Konstantinopel sehr wohl behagten. Die Hebe, die uns diesmal kredenzte, war ein junges bulgarisches Weib, eine — mögen es mir meine schönen Landsmänninnen, oder auch Landsmädchen und Landsfrauen verzeihen — der ausgezeichnetesten Schönheiten, die ich jemals sah.

Die Bulgaren — ebenfalls ein Slavenstamm —

sind ein gutes Völkchen, keine Tagediebe und Faullenzer, wie ihre Religionsverwandten, die Griechen, sondern fleißig, dabei ihrer Religion ergeben und höchst gastfreundlich, wie wir dieß aus unserer Aufnahme in jenem Lande überall zu bemerken Gelegenheit hatten. Die stille Unterwürfigkeit, die sich in ihrem ganzen Wesen ausdrückt, läßt freilich nicht ahnen, wie sie einst mit kräftiger Faust die schwachen, aber stolzen Byzantiner im Zaume hielten, und daß einst Konstantinopel vor ihnen gezittert. Die Schlacht bei Varna, die dem Osten Europa's das Joch der Türken aufbürdete, machte auch die Bulgaren zu Sclaven. Durch die neueste Schlacht bei dem gleichnamigen Orte haben die Russen den Namen Varna für die Christen wieder zu Ehren gebracht und den Türken mit einem tüchtigen Strich jene alte Waffenthat ausgelöscht.

Ein bulgarisches Bauernhaus ist gewöhnlich von einer ganzen Familie bewohnt, in der ein Greis, der Stammherr der Familie, wie ein Patriarch mild seine um ihn versammelte Nachkommenschaft zu leiten pflegt. Wir fühlten uns recht behaglich, als wir mit unsern Wirthen in traulicher Eintracht um das helllodernde Feuer saßen, die Männer ihre Pfeifen rauchend, die Weiber und Mädchen mit der Spindel Baumwolle und Wolle spinnend, aus welchen sie vortreffliche Webereien anzufertigen verstehen. Ihre Sprache, die der russischen ähnlich ist, gab uns denn auch Gelegenheit, eine Conversation mit ihnen zu führen, durch die wir erfuhren, daß sie von ihren Herren, den Türken, mild

behandelt würden, da sie die einzigen fleißigen Ackerbauer in der Türkei, also brauchbare Leute wären. Gesang und Tanz lieben sie sehr; ihre Volkslieder tönen alle in klagenden Mollmelodien, mit welchen sie auch ihren Tanz, der in langsamen, höchst zierlichen Bewegungen besteht, begleiten. Als Probe eines bulgarischen Volksliedes entnehmen wir folgendes von einem andern Reisenden übersetzte:

„Keine Schafe, keine Wiesen,
„Keine Rinder, keine Felder,
„Keine Reben, keine Gärten,
„Keine Hütten, armes Mädchen,
„Nennest Du Dein Eigenthum!“

„ „Keine Wiesen, keine Felder,
„ „Keine Heerde will ich haben,
„ „Nimm mich selbst zu Deinem Schäfchen;
„ „Deine Küsse sind mir Reben,
„ „Ach, Dein Herzchen will ich nur.“ “

„O Bulgarka! eine Spindel,
„Schöne Wolle will ich schenken,
„Dir zu weben Hochzeithemdchen
„Und den Teppich zu dem Lager,
„Wo mein Weibchen süß wird ruh'n.“

Die bulgarischen Männer sind ein kräftiger, groß und stark gebauter Menschenschlag. Die Weiber sind durchgängig schön, die Form ihres Gesichts gleicht den Zügen der Inselgriechinnen, so wie der Körper an die herrlichen üppigen Formen der Türkinnen erinnert. Zu diesen natürlichen Doppelreizen gesellt sich noch der geschmackvoll=phantastische Anzug, der mehr

enthüllt als verbirgt. Als mir nach türkischer Sitte nach dem Essen unser weibliches bulgarisches Prachtexemplar Wasser zum Waschen der Hände präsentirte und mir dann das Handtuch darreichte, konnte ich nicht unterlassen, unter diesem kleinen Deckmantel den schönen, vollen, üppigen Arm zu drücken, den ich schon geraume Zeit mit einiger Lüsternheit observirt hatte. — Nach zweistündiger Ruhe erhoben wir uns frisch gestärkt, nachdem unser Tatar für die Bewirthung von sieben Personen und etwas Futter für eilf Pferde fünf Piaster — ungefähr zwölf Groschen Courant — bezahlt und dafür den großen Dank der Familie eingeerndtet hatte. Nie wird bei der Bewirthung in der Türkei von dem Reisenden etwas gefordert, sondern man überläßt es diesem ganz, ob er etwas geben will. Daß wir — wie es hier bei der schönen Bulgarka natürlich auch der Fall war — aus eigenen Mitteln die Tatarenzahlung noch etwas vergrößerten, versteht sich nach den Gesetzen der Billigkeit und der Galanterie von selbst.

Längs einer wohl unterhaltenen Landstraße, die sich sanft erhebt, an sprudelnden Fontainen vorbei, die man von Stunde zu Stunde antrifft, erreichten wir am 30. December Vormittags um zehn Uhr den Fuß des Balkan-Gebirges. — So wie man dem frommen Wohlthätigkeitssinne der Türken als Reisender manches Gute zu verdanken hat, so gehören hierzu auch die Menge von Fontainen, die der Wanderer auf seinem Wege findet und die größtentheils als kleine fromme Stiftungen von Privatpersonen erbaut sind,

und deren Nutzbarkeit nur dann erst recht einleuchtet, wenn man weiß, daß man — bei der schwachen Bevölkerung der Türkei — wohl einen halben Tag reiten muß, ohne ein Dorf oder einen Chan anzutreffen, wo dann ein frischer Trunk krystallreinen Wassers Menschen und Thieren eine große Labung gewährt. Mit vielem Geschmack ist gewöhnlich ein freundliches grünes Plätzchen unter schattigen Bäumen nahe am Wege zur Anlage dieser Springbrunnen ausgesucht, die mit frommen Sprüchen aus dem Koran geziert sind. Ein eisernes oder auch nur irdenes Schöpfgefäß steht immer in einer kleinen Nische, die über der wasserspendenden Röhre eingemauert ist. Einige große Steine zum Niedersitzen umgeben die Quelle.

Der Balkan, ein gewaltiger Gebirgswall, durchschneidet die Türkei in zwei ziemlich gleiche Theile, wie die Alpen die Scheidewand zwischen Mittel- und Süd-Europa bildend. Der Abhang des Gebirges gegen Norden, das Donau-Thal, ist natürlich viel kühler als der Süden, und mit großen Waldungen bedeckt, unter welchen noch mehrere Striche Urwaldungen sich befinden dürften. Die Bäume darin sind Tannen, hauptsächlich aber Buchen und Eichen, so wie in den waldlosen Ebenen Wein, Korn und Mais gebaut wird. — Das Innere des Balkans ist noch wenig erforscht, genaue Höhenmessungen nur an einigen Stellen während des Krieges von russischen Offizieren vorgenommen worden. Die höchste Spitze — dieselbe, die wir passirten — könnte wohl bis

9000 Fuß erreichen. Der Eintritt in den Balkan auf unserer Reise war höchst romantisch. Links hart an der Straße liegt, umgeben von Cypressen und Platanen, eine gaschmackvolle Fontaine; rechts, ungefähr eine Viertelstunde entfernt, schmiegt sich in einer Vertiefung ein freundliches Dörfchen an den Fuß des Gebirges. Man reitet über eine hohe Bogenbrücke, durch die ein lauttobender Strom, aus den Bergen kommend, fortbraust. Eine schmale Schlucht, von beiden Seiten mit steilen, fast überhängenden Felsen gebildet, ist das Thor, das in diese Felsenwelt hineinführt und uns jetzt aufnahm. Auf einer gepflasterten Straße, im Schatten von Eichen und andern Laubgehölze, geht es neben einem links liegenden und allmählig immer tiefer sinkenden Thale, das zugleich das Bett des Bergstroms ist, steil aufwärts. Kleine Karavanen von Pferden und Eseln, die mit Eisen beladen waren, das der Schooß des Gebirges erzeugt, belebten das wilde Naturgemälde. Die Mittagssonne schien warm auf uns herab. Nach vierstündigem immerwährendem Bergaufreiten erreichten wir Tirnowa, die eigentliche Hauptstadt Bulgariens. Die älteste Residenz des Landes war Sophia, der Sitz der bulgarischen Könige, die dort auch ihre noch wohlerhaltenen letzten Ruhestätten haben.

Tirnowa ist gleich einem Schwalbenneste an den Felsen geklebt und terassenförmig gebaut, so daß wir, wo links niedere Mauern eine freiere Aussicht gewährten, aus den schmalen Straßen auf die parallel laufenden unter uns wie in einen Abgrund hinabschau-

ten. Ein großer Chan, in dem wir zugleich frische Pferde erhielten, nahm uns gastlich auf und befriedigte unsern durch die Bergluft gestärkten Appetit. Da wir noch etwas vom Tageslichte profitiren wollten, brachen wir nach anderthalbstündiger Rast wieder auf. Es ist für den Nordländer, der an eine allmählig erlöschende Dämmerung gewohnt ist, eine auffallende Erscheinung, wie hier im Süden der Tag sich rasch von der Nacht scheidet. So wie der Augenblick des Sonnenuntergangs erscheint, so ist's, als ob der liebe Gott für die Erde die Fensterladen des Himmels zumachte. Die dunkle Nacht ist da, ehe man glaubt, daß sie kommen wird. So ging es auch uns und gerade als wir immer steil bergauf die zweite Region des Gebirges, eine wahrhaft gefährliche', erreichten. Wohl windet sich unten durch die Schluchten ein Weg, auf dem allenfalls ein Wagen nach einigen zerbrochenen Rädern und Achsen durchgebracht werden könnte, allein ein näherer für kühne Reiter, für die uns unser Tatar doch auch wohl halten mochte, führt am Abhange des Felsens, neben fürchterlichen Abgründen, über loses Steingebröckel hinauf. Selten sind diese Stege über zwei Ellen breit, ein Pferd folgt hinter dem andern. An manchen Stellen schreiten die sichergehenden Thiere über fußbreite, grundlose Spalten. Ohne den lieben Mond, der wie eine gottesfreundliche Laterne uns leuchtete, trage ich jetzt noch Bedenken, ob ich mich zum Weiterreiten entschlossen hätte. Wir gelangten an eine Stelle, wo der Steg gewaltig schmal wurde und eine Vie-

gung um eine rechts liegende, schroffe Felswand machte, indeß links ein fürchterlicher Abgrund aufgähnte. Hier machten wir Halt und der Tatar zog eine Pistole aus dem Gurt. Hätte er mir nicht eine Stunde vorher mit den Worten: „Effendi, tschimbuki!“ seine Pfeife angeboten und auf diese türkische Art mit mir Freundschaft geschlossen, so wäre mir etwas bange geworden und ich dürfte von wegen der Pistole einem Mordanfalle entgegen gesehen haben. Obgleich instinktartig meine Hand leise unter dem Mantel nach meinen eignen Mordwaffen griff, so war ich doch ruhig und ließ mir, nachdem Hassan zwei Schüsse in's Blaue oder vielmehr in den schwarzen Abgrund gethan hatte, die Veranlassung erklären. An ein Ausweichen zweier Pferde nämlich, und besonders zweier bepackten, wäre auf diesem linealschmalen Wege nicht zu denken gewesen. Falls nun etwa hinter der Felsenecke eine uns entgegen kommende Karavane den Steg betreten hatte, so sollten die Schüsse, da wir uns nicht erblicken konnten, jenen ein Zeichen seyn, daß auch hier Reisende kämen; auf den Fall, daß der Weg von jenen schan eingenommen wäre, hätten Pistolenschüsse uns geantwortet. Als diese aber nach einer Weile nicht erfolgten, so traten wir unsern Ritt, beschwerlich und eng, wie der Weg zur Tugend, wohlgemuth an, wobei ich aber offen gestehe, daß ich an manchen Stellen die Augen zudrückte, meinen Leib dem braven Pferde und meine Seele dem lieben Gott befahl.

Die letzte Oper, die ich in Petersburg sah, war Webers „Freischütz“ gewesen; die jetzt mich umge-

bende Natur erinnerte mich lebhaft an die Wolfsschlucht, die Gropius aus Berlin auch an den Ufern der Newa mit dem düstern Zauber des Unheimlichen geschaffen hat. Ich starrte links in die bodenlose Schlucht, in die der Mond, auf Augenblicke von dunkeln, vom Sturm gejagten Wolken überdeckt, nur ein ungewisses Licht warf; das Rauschen des Bergstroms tönte nicht bis zu uns herauf, die gewaltigen Bäume erschienen wie kleines Gesträuch. Nur die phantastischen Gestalten der Wolfsschlucht fehlten, um ein gespensterhaftes Leben in das Gemälde zu bringen. Da auf einmal tief unten erschien eine aufrechtstehende, weißlichte Nebelsäule — scheinbar ungefähr zwei Mannslängen hoch — sich langsam in der Richtung von Norden nach Süden bewegend, von Zeit zu Zeit überkugelnd, als wären die Bäume das Hinderniß, sich dann aber wieder langsam in perpendiculärer Richtung emporhebend. In kurzem Zwischenraum folgten sieben solche Gestalten auf einander; alle verschwanden in den Windungen des Thals. Auch meine Reisegefährten, die ich darauf aufmerksam machte, sahen die Erscheinung. Unser Tatar Hassan, näher darum befragt, antwortete blos: „Allah kerim!“ Gott ist barmherzig! weiter war aus ihm nichts herauszubringen. Das Wetter in dieser Nacht — vom 30. zum 31. December 1833 — war kalt und hell, nur einzelne Wolken jagten über die tiefblaue Himmelsfläche. Es bleibt den Herren Meteorologen überlassen, diese seltsame Erscheinung zu deuten.

Es konnte ungefähr zwei Uhr früh seyn, als wir

in Gablowa, einem Dorfe hoch oben im Gebirge, neben einem mehrere Wasserfälle bildenden Bergstrom anlangten. Es ist ganz von bulgarischen, christlichen Eisenschmieden bewohnt; aus allen Häusern sprühte durch die offenen Thüren rothe Glut, tönte der Schlag der Hämmer — es war eine warme Cyclopenwirthschaft! Hätte der selige Vulkan bei seinen Lebzeiten schon Gablowa gekannt, er würde hier seine Residenz aufgeschlagen haben, das Plätzchen wäre zu einladend dazu gewesen. — Im Chan des Dorfes genossen wir einige Stunden der Ruhe, die wir nach dem beschwerlichen Bergritte nöthig hatten, und setzten nach eingenommenem Kaffee, um sechs Uhr früh mit anbrechendem Tage unsere Reise fort.

Das Wetter hatte sich geändert, es war milder geworden und regnete. Zwei Stunden lang hatten wir noch ähnliche Wege wie die in der Nacht, dann begann die dritte Region des Gebirgs, nämlich die des Schnees, der im heißen Sommer hier erst im August schmilzt, um bald darauf anderm Platz zu machen, bei weniger warmer Witterung bleibt er aber das ganze Jahr hindurch liegen. Die Vegetation hier oben ist spärlich. Kleine, von Schnee leere Flecke — Oasen in der Schneewüste — waren mit grünem Moos bedeckt, hin und wieder zeigten sich einzelnstehende Tannen und Fichten. — Wenn wir nach Ersteigung einer Bergkuppe glaubten, nun ginge es bergab und dieß auch wirklich geschah, so war's nur, um einen bald folgenden höhern Gipfel zu erklimmen. Ein kalter Wind, glücklicher Weise uns im Rücken,

hatte sich erhoben und den Regen in Hagel und Schnee verwandelt. Die wirklich großen Beschwerden des Rittes vermehrten nur meine Bewunderung der Kraft und Ausdauer des russischen Soldaten. Wenn auch nicht auf dieser Straße, so doch auf ähnlichen unwegsamen Pfaden, wo der einzelne Reiter Mühe hat, sich und sein Roß weiter zu bringen, hatte Diebitsch kämpfend mit der Natur und tapfern Feinden, ein ganzes Heer mit Pferden und Geschütz muthvoll, begeistert durch das Vertrauen seines großen Kaisers, hinübergeführt. Wer den Balkan aus eigener Anschauung kennt, in dessen Augen erscheint Napoleon's Uebergang über den Bernhard kleiner, wiewohl ihn seine Zeitgenossen mit prunkenden Farben malten.

Wir trafen von Zeit zu Zeit auf einzelne kleine Gebäude, innen nur einen leeren Raum enthaltend, um Menschen und Thiere gegen plötzlich entstehende Unwetter in dieser, von der Welt und menschlicher Hülfe abgeschiedenen Höhe zu schützen. Zu sehr nach dem Ende unserer Bergreise verlangend, machten wir von diesen Zufluchtsorten keinen Gebrauch und trotzten lieber dem Winde und dem Wetter.

Am letzten Tage des Jahres 1833, Vormittags 10 Uhr, also gerade nach vierundzwanzigstündigem Bergsteigen, hatten wir den höchsten Gipfel des Balkan's erreicht. Die Aussicht von hier zeigt rings unzählige Bergkuppen, theils mit Schnee, theils mit dunkeln Grün bedeckt. Nördlich bemerkt man deutlich die sich allmählig senkende Abdachung des Landes nach der Donau hin. Nach Süden öffnet sich

dem Blicke eine Ebene mit kleinen Städten und Dörfern, die aber des weiten Abstandes wegen kleinen Steinhaufen gleichen, von spielenden Kindern zusammengeworfen. Noch südlicher ist die Ebene durch einen Bergwall, einen südöstlich laufenden Ast des Balkan's, begrenzt. Man steht auf dieser Gebirgszinne wie auf einer Insel von thürmenden, versteinerten Riesenwellen umgeben. —

Von hier an ging es nun steil hinunter auf einem Wege, der sich wegen der zerstreut liegenden ungeheuern Felsblöcke stets im Zickzack windet. Ich war der letzte unserer kleinen Karavane; die voranreitenden Türken in ihrer abenteuerlichen Tracht, die bald hinter dem Felsen verschwanden, bald wieder minutenlang zum Vorschein kamen, gewährten mir, dem der Orient, wie wohl allen Nordländern, die ihn noch nicht sahen, ein phantastisches Mährchen aus tausend und einer Nacht däuchte, einen höchst romantischen Anblick. Der Weg war durch Regen und geschmolzenen Schnee schlüpfrig geworden, aber nie thaten unsere braven Rosse einen Fehltritt, um so bemerkenswerther, da sie mit glatten Eisenplatten, die nur in der Mitte eine kleine Oeffnung, durchaus aber nicht wie bei uns die Hufeisen einen Widerhalt haben, beschlagen sind. Wo wegen der Steilheit und Schlüpfrigkeit gar nicht fester Fuß zu fassen war, setzten sich die sichern Thiere auf die Hinterfüße und rutschten dann mit uns zwanzig bis dreißig Schritte sanft und ungefährdet hinunter. Eine uns entgegenkommende kleine Karavane von fünf Pferden, einen tief

in seinen Mantel gehüllten Franken gehörend, kämpfte mit der Steilheit des Weges und dem herabbrausenden Sturme mühevoll bergan.

Nachdem unsere Rosse ungefähr zwei Stunden lang hinabgeklettert und gerutscht waren, langten wir auf der ersten südlichen Hochebene des Balkan's an. Hier beginnt die Provinz Rumili, deren Hauptstadt Constantinopel ist. In dem ersten Dorfe: Schipka machte man Schwierigkeit, uns aufzunehmen. Aus welchem Grunde weiß ich eigentlich nicht, da wir mit dieser Ausnahme durch die ganze Türkei viel Gastfreundschaft erfahren haben. Aus der lebhaften Unterhaltung unseres Tataren mit zwei trotzigen Türkengesichtern, bewaffnet bis an die Zähne, entnahm ich so viel oder so wenig ich von der Sprache verstand, daß man sich mit dem Mangel eines Chans im Dorfe entschuldigte, was mich befremdete, da es groß war und wohlhabend zu seyn schien. Um unnützen Streit zu vermeiden, — denn vor unserm Firman hätte sich doch wohl am Ende eine Thüre öffnen müssen — tränkten wir an einer Fontaine unsere Pferde und trabten dann frisch weiter bis Kasanlik, einer nicht unbedeutenden Stadt, wo wir gute Herberge und frische Pferde zu finden hofften und die wir gegen Abend erreichten. Ein großer und sehr bequemer Chan nahm uns gastlich auf. Ein solcher Chan besteht gewöhnlich aus einem Viereck von Gebäuden, in deren Mitte sich ein Hof befindet. In der einen Seite des Gebäudes öffnet sich der Eingang, ein gewölbter Thorweg; neben diesem ist ein Kaffeehaus eingerichtet, vor

dessen Thüre nach dem Hofe zu ein einige Stufen erhöhter Altan angebracht ist, der bei schönem Wetter mit Polstern belegt wird und zum Ruheplätzchen der Kaffeetrinker dient. Die zweite Seite des Gebäudes, vor der der ganzen Länge nach ein bedeckter, vorn offener und auf dünnen Pfeilern ruhender Gang läuft, enthält sechs bis acht kleine Zimmer, die von einander getrennt sind und deren Thüren alle auf den Corridor hinausführen. Jedes dieser für die Reisenden bestimmten Zimmer hat einen Kamin und an den Wänden entlang niedere Sophas, auf welchen man recht bequem die Nacht zubringen kann. Die beiden letzten Seiten des Chans sind zu Pferdeställen eingerichtet. Das Gepäck der Reisenden bleibt die Nacht hindurch auf dem Corridor vor dem Zimmer liegen, so auch das unsrige, ohne daß uns jemals die geringste Kleinigkeit gestohlen worden ist.

Da wir hier Pferde verlangten, um wieder schnell unsere Reise fortsetzen zu können, erfuhren wir, daß so eben der russische Gesandte aus Constantinopel angelangt sey und bereits vierzig Rosse für sich, sein Gefolge und sein Gepäck in Beschlag genommen habe, daß wir uns also würden bis zum Morgen gedulden müssen, da man nicht früher im Stande sey, uns frische Thiere zu schaffen. Unsere Reise erforderte Eile und darum war uns diese Nachricht höchst unangenehm, wogegen ich wenigstens, — wenn ich es mir auch nicht merken ließ — doch im Stillen zufrieden war, einige Stunden von den balkanischen Strapazen ausruhen zu können. Wir benutzten also

vor der Hand noch die Zeit dazu, um Herrn von Butenief unsere Aufwartung zu machen und fanden, als wir in unsere Herberge zurückkehrten, dort ein Dutzend Fläschchen mit dem feinsten Rosenöl vor, das hier in vorzüglicher Güte bereitet, in die ganze Türkei verschickt wird und das uns der Bei von Kasanlik — ungefähr die Charge eines deutschen Bürgermeisters — zum Geschenk gesandt hatte. Wir suchten unser Lager. Ein freundlicher Traum führte mich zurück zur fernen Heimath. Um mich wirbelten im hellerleuchteten Saale tanzende Paare, fröhlich den deutschen Silvesterabend feiernd. Mitternacht nahte, die Champagnerflaschen knallten, Alles jubelte in ausgelassener Lustigkeit dem neuen Jahre mit seinen noch unenthüllten Wonnen und Schmerzen entgegen. Und es war Mitternacht, als ich erweckt wurde, aber nicht von dem Rufe jauchzender Freunde. Das neue Jahr brauste dießmal auf den Flügeln eines orkanähnlichen Sturmes heran. Schonungslos tobte er mit den schlecht verwahrten Thüren und Fenstern. Es war, als sollte die Türkei vom Erdboden weggefegt werden; bis von Aegypten her tönte mir das wiehernde Gelächter Mehmed Ali's in die Ohren. Der Sturm jagte aus dem Kamin die halberloschene Flamme und dicken Rauch ins Zimmer. Unsere ganze Reisegesellschaft war munter geworden. Hassan, der Tatar, wiederholte sehr ernst sein: „Allah kerim“ erklärte uns, auf die Nebelgestalten, die wir in voriger Nacht im nahen Gebirge erblickt hatten, hindeutend, daß dieser Gipfel des Balkan's ein verrufener

Ort sey, ungefähr wie unser deutscher Blocksberg. — „Es herrsche freilich" — so meinte er — „auch da oben Allah, allein außer ihm noch Einer, der auch diesen Sturm gebraut habe und ihn aufs Land herabsende." — Mit seinem gewöhnlichen „Allah kerim!" schloß er seine Rede und mit diesem Trost zufrieden, entschlief er und wir bald auf's neue.

Ein heiterer Morgen nach so ungestümer Nacht brach an und mit dem ersten Frühroth setzten wir auf frischen Pferden unsere Reise fort. Nach schon vier Stunden fanden wir im Städtchen Eski Zagra einen neuen Postwechsel. Es war dies die kleinste Station auf der ganzen Tour.

Seit wir uns auf der Südseite des Balkans befanden, hatte sich das Klima auffallend verändert. Es umgaben uns schon wärmere Lüfte. Die ganze europäische Türkei, von dem Südabhange des Haemus an, liegt in dem glücklichen Erdstriche, der alle Reize des Tropenlandes aufweisen kann und auch die Kraft der höhern Breiten in sich schließt, ohne ihre Beschwerden und Unannehmlichkeiten fühlen zu lassen. Ein stärkender, gesunder, von keinen Miasmen geschwängerter Hauch weht über diese gesegneten Fluren dahin. Man wende nicht die „Pest" dagegen ein. Sie hat hier keinen stabilen Wohnsitz, denn nicht am Lande selbst, sondern an den Bewohnern desselben liegt es, wenn jene Seuche noch am Gestade des Bosphorus wüthet.

Schon im Januar lassen hier sich einzelne Frühlingstage blicken, die freilich dann auch wohl wieder

ein rauher Nordwind verscheucht, bis im Februar der Lenz in seine vollen Rechte tritt. — In dem Dorfe Tschilimatif, wo wir zu Mittag anlangten, nahmen wir vor der Thüre des Kaffeehauses in der milden, warmen Sonne unser Dinér ein, das, wenn es hinsichtlich der Eleganz mit dem in der Berliner Sonne des Herrn Jagor auch nicht wetteifern konnte, uns dennoch, auf einen ausgebreiteten Teppich hingestreckt, sehr wohl mundete.

Auf einer trefflichen, durch eine freundliche Ebene führenden Landstraße erreichten wir am Abend bei hellem Mondscheine auf's neue das Gebirge, eben jenen schon oben erwähnten südöstlich laufenden Zweig des Balkans. Der Weg erhob sich anfangs so langsam und war so gut erhalten, daß er auch wohl für Wagen passirbar schien. Als er sich aber in eine Schlucht hineinzog, wurde wieder von unserm Tataren eine Kletterparthie am Bergabhange arrangirt, die mit der im Balkan viele Aehnlichkeit hatte. Der Steg war nur ein wenig breiter, weshalb auch beim Umbiegen um eine Ecke das Pistolensignal nicht gegeben wurde, welche Unterlassungssünde aber bald unangenehme Folgen hätte haben können. Denn kaum waren wir eine Strecke auf dem doch noch immer sehr schmalen Wege, der auf einer Seite wieder von einer steilen, kahlen Felswand, rechts aber von der Schlucht begrenzt war, fortgeritten, als uns ein Bauer ganz wohlgemuth mit einem zweiräderigen, mit zwei Büffeln bespannten, leeren Karren entgegen kam, und sich ein solches Rencontre wohl nicht vermuthet hatte.

Nun gab es ein mit Verwünschungen begleitetes Disputatorium von wegen des Ausweichens. Der Steg war, wie gesagt, unter diesen Umständen etwa einen Fuß zu schmal. Es wurde jedoch, obgleich wir hätten umkehren und zurückreiten können, um dem Fuhrmanne Platz zu machen, gewagt, einander vorbei zu kommen. Unsere Karavane ergriff die sichere, diesmal linke Seite, indem wir uns inbrünstig an den Felsen schmiegten und so vor dem Bergauffallen nicht die geringste Angst bezeigten. Wegen des Berghinunterfallens der Büffel, das ich für so ziemlich sicher hielt, pochte mir doch das Herz ein wenig. Wir bewegten uns „gedrängt in qualvoll fürchterlicher Enge,“ denn von einem etwanigen Juste-Milieu zwischen unserer linken und der rechten Vieh-Seite konnte nicht die Rede seyn. Es ging aber — Allah kerim! — ungefähr einen Finger breit von dem Ochsenhalsbrechen vorbei. Nachdem Alles gut abgelaufen, gab unser Tatar dem Bäuerlein noch drei Kantschuhiebe auf den Weg — vermuthlich damit er ein andermal nicht seinen Sinn nach so Hohem richten sollte — und so schieden wir fröhlichen Herzens und einträchtigen Gemüths von einander.

Es war eine schöne Mondnacht und der Ritt auf dem Felsenstege neben dem durch die Schlucht brausenden Strome, der eine Menge klappernder Mühlen in Bewegung setzte, ganz romantisch. Weiterhin lenkten wir von der Schlucht ab und geriethen tiefer in's Gebirge. Die Mitternacht wurde kalt und unser Herz verlangte sehr nach irgend etwas Warmen. Ein Dorf

zu erreichen, daran war im günstigsten Falle nicht eher als am Morgen zu denken. Höchlich erfreut waren wir daher, auf der Spitze eines Berges ein Dervend — Wachthäuschen — zu finden, ein Ding, an welchem ich, trotz sorgfältigen Forschens, auch nicht Einen eisernen Nagel gefunden habe, und das recht niedlich aus Baumstämmen zusammen gefügt war. Das Parterre war der Pferdestall, eine Leiter führte zu einem aus Baumästen geflochtenen Altan, von dem eine Thüre in die Bel-Etage leitete; diese bestand aus einem einzigen viereckigen Raume, in dessen Ecke sich ein kleiner gemauerter Kamin befand. Der Boden, ebenfalls aus Baumstämmen, war mit einer Rohrmatte bedeckt; ein Teppich, nahe am Kamine, bildete das Lager. Die Bewohner dieses Häuschens waren zwei türkische Soldaten von den irregulären Truppen, ungefähr wie die russischen Bergkosaken, die hier als Wachtposten zum Schutze der Reisenden gegen etwanige räuberische Anfälle standen und jeden Monat abgelöst wurden. Es sollen mehrere dergleichen Dervend's im Gebirge zerstreut liegen, obschon wir auf unserm Wege nur dies einzige trafen. Freundlich luden uns die beiden Bewaffneten ein, bei ihnen eine Tasse heißen „Kahvéh" zu trinken, was wir natürlich nicht ausschlugen; eine kleine Bezahlung von einigen Para's mußten wir ihnen buchstäblich aufdringen. So etwas gestärkt, zogen wir nach einer halben Stunde weiter.

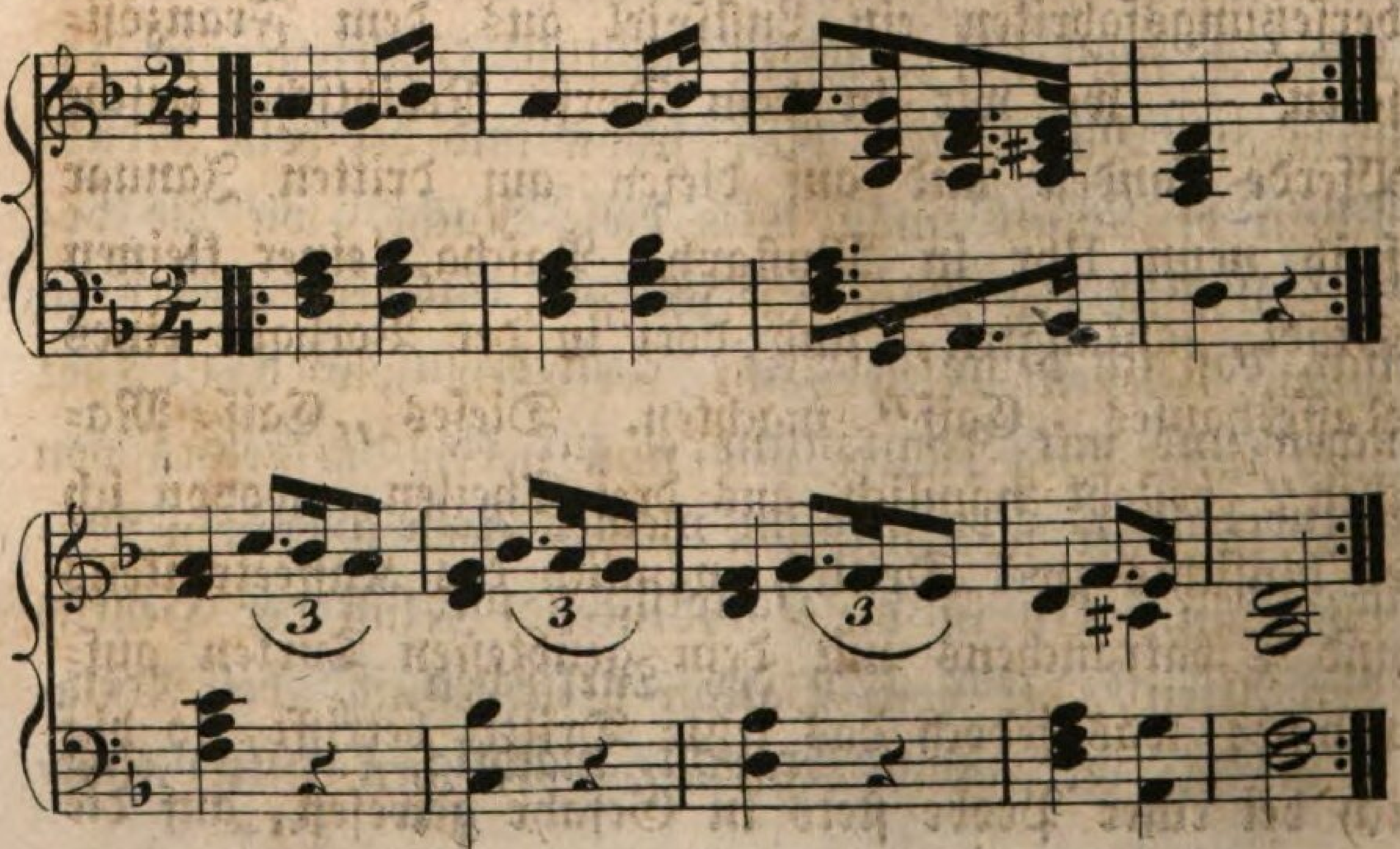
Gegen Morgen kamen wir allmählig von der Höhe herab und befanden uns nun in einem, etwa eine

Viertelstunde breiten, schönen Thale, das mit Bäumen und Sträuchen gar anmuthig besetzt war. In immerwährender Schlangenwindung zog sich ein nicht breiter, über Kieseln rollender Fluß hindurch, den wir, da die Straße in gerader Linie fortlief, am heutigen Tage, den zweiten Januar, achtmal durchreiten mußten. Der Weg war nicht sehr belebt; wir begegneten nur zwei Tataren, die als Couriere von Konstantinopel kamen, und einigen, nach der Kleidung, den Waffen und dem Gefolge zu urtheilen, vornehmen, auf die Jagd reitenden Türken mit Koppeln schöner Windhunde, die mir auf diesem Terrain aber weniger zweckmäßig, wie auf der Ebene zu seyn schienen. An Wild: Hirschen, Rehen, Hasen, Schwarzwild, Gazellen u. s. w. hqt die Türkei um so mehr einen Ueberfluß, da die Bequemlichkeitsliebe der Türken zu groß ist, als daß man die Jagd leidenschaftlich betriebe.

Obschon wir den ganzen Tag durch die herrlichste, für den Anbau sehr geeignete Gegend ritten, fanden wir dennoch nur zwei Dörfer, nämlich Tschirpou und Ismarhan. Das Wetter blieb schön und der helle Mondschein bestimmte uns, auch diese Nacht, wie die vorige, nicht der Ruhe zu pflegen, sondern weiter zu eilen. Gegen Mitternacht verließen wir das Thal und unser Weg führte uns nun neben der rechts von uns in einer weiten Ebene hinströmenden breiten Maritza hin. Es ist dieser bedeutende Fluß der Hebrus der Alten, der vom Balkan herabströmt, bei Adrianopel die Arda und Tundsia — bei den Alten: Har-

pesus und Tonsus — aufnimmt, dadurch von jener Stadt an schiffbar wird und dann in den Busen Enos des Marmora = Meeres sich ergießt. — Das Becken der Maritza gehört zu den wenigen Gegenden der Türkei, wo miasmatische Luft aus dem sumpfigen Boden emporsteigt. Doch bringt dieser Boden dagegen auch eine der Haupterwerbsquellen, nämlich Reis in ungeheurer Menge hervor.

Links blieb eine Zeit lang noch das Gebirge unser Begleiter. Das Anschauen der vom magischen Mondlichte umflossenen Ebene und die Unterhaltung mit meinem bereits mehrere Jahre im Orient lebenden Reisegefährten ließ mir die Zeit rasch entschwinden. Unser vorausreitender Tatar und die beiden Postillone vertrieben sich die lange Weile mit Singen. Es waren Volkslieder, die das Lob einer Schönen enthielten. Die Melodie, langsam und getragen, bewegte sich in klagenden Molltönen. So viel mir erinnerlich, schreibe ich hier nieder:



Unsere drei Sänger sangen jeder abwechselnd eine Strophe, bis dann alle drei zusammen die vierte Strophe recitirten. Die musikalische Grundidee in den Volksliedern der Russen, Moldauer, Wallachen und Türken schien mir einander sehr verwandt zu seyn. Nur in Bessarabien hörte ich von einem vierzehnjährigen Burschen, der mich galoppirend durch die Steppe kutschirte, ein Liedchen, in welchem ein Bursche sein Mädchen neckt und ihm endlich ganz naiv gesteht, daß er sie zwar sehr liebe, jetzt aber, da er in die Fremde wandere, wohl einsehe, daß er bei seinem Feuer gewiß auch noch andere Mädchen lieben werde, — ein Lied, dessen Melodie eben so keck und munter klang, wie die Worte des Textes, und durchaus ganz von den wehmüthigen Tönen in den russischen Volksgesängen abwich.

Noch in dieser Nacht wurden wir in einer Fähre auf das rechte Ufer der Maritza übergesetzt — vielleicht mit mehr Schwierigkeit, wie in deutschen Uebersetzungsfabriken ein Lustspiel aus dem Französischen — wo wir in dem Dorfe Nebibtscha frische Pferde fanden und auf diesen am dritten Januar früh neun Uhr in Mustapha Pascha, einer kleinen Stadt, anlangten, und dort in der Vorhalle eines Kaffeehauses „Caif" machten. Dieses „Caif-Machen" besteht nämlich aus drei Theilen, wovon ich es hinsichts zwei Drittel, nämlich des Kaffeetrinkens und Tabakrauchens mit dem geübtesten Türken aufnehme; was jedoch das letzte Drittel betrifft, so bin ich bei einer Probe stets in Gefahr gewesen, auf die

Nase oder den Rücken zu fallen. Es besteht nämlich darin, auf den Fußspitzen niederzukauern, so daß der ganze Körper auf diesen ruht. Wenn ein Nicht-Türke in dieser Stellung auch allenfalls einige Minuten im Schweiße seines Angesichts verharren könnte, so würde er sich doch nach dieser Anstrengung sehr nach Ruhe sehnen. Wie aber unser den Sechzigen naher alter Hassan manchmal nach einem ununterbrochenen Ritt von fünf deutschen Meilen sich in dieser Stellung niederkauerte, um auszuruhen, ist mir noch bis jetzt unerklärlich. Daß er dann auch wohl zur Abwechslung sich wieder auf seine kreuzweis untergeschlagenen Beine setzte, hat mich für diese Körperträger mit einer unbegrenzten Hochachtung erfüllt. Deutsche Beine wenigstens sind schwerlich einer solchen Heldenthat fähig.

Das Städtchen Mustapha Pascha schien sehr todt und öde, weil heute Freitag, also der Sonntag der Türken war, der die Gläubigen zum Gebet in die Moschee gerufen hatte. Im Kaffeehause saßen nur ein paar türkische Brüder Liederlich, wie man im lieben Deutschland auch wohl eine ähnliche Sorte in den Kneipen hinter der Kirche zu finden pflegt. Unser Tatar, der strenge an den Vorschriften seiner Religion, wie alle Türken, hielt, benutzte die Zeit, während welcher ein moslemitischer Schneiderbursch einige Reparaturen an meinem Reiseanzuge vornahm, und begab sich in die Moschee. Der Islam befiehlt hauptsächlich fünferlei, nämlich: 1) häufige Abwaschungen; 2) fünfmal täglich zu beten; 3) die Fasten des Ra-

mazan streng zu beobachten; 4) Almosen an arme Glaubensbrüder zu geben, und 5) einmal in seinem Leben nach Mekka zu wallfahrten. — Was Waschen, Gebet und Almosenspenden betraf, so waren wir Zeuge, daß Hassan diesem Genüge leistete. Fast an jeder Quelle, die wir antrafen, so wie vor und nach der Mahlzeit wusch er sich Kopf und Hände. Das Gebet — Namaz — versäumte er ebenfalls nie, und hielt es entweder auf freier Landstraße oder in den Herbergen, indem er seine Satteldecke ausbreitete und darauf kniete, das Gesicht gegen die heilige Kaaba in Mekka wendend. Es ist bei dem Namaz vorgeschrieben, allen weltlichen Gedanken zu entsagen, keine gemeine Bewegung zu machen, z. B. auszuspeien, den Turban hin und her zu rücken u. s. w. Der Betende soll das Auge fest auf den Boden oder das Knie heften, nur wenn er im Gebet die Engel begrüßt, betrachte er wechselseitig seine Schultern. Dies Alles beobachtete Hassan mit strenger Gewissenhaftigkeit und wenn auch Manches für uns Fremde in seinen frommen Exercitien komisch erschien, so war es uns doch nicht möglich, über den braven Alten zu lächeln. — Wenn ich in der Nacht neben ihm ritt und die Schlaflust mir ein verzeihliches Gähnen entlockte, so legte er mir gleich sehr sorgsam die Hand auf den Mund: „damit mir der Teufel nicht hineinfahre und Besitz von meiner Seele nehme.“

Bei dem schönsten Wetter und solch warmen Sonnenschein, der uns die Mäntel vom Leibe nöthigte und es allenfalls nicht übel zu nehmen versprach, wenn

wir auch die Röcke ausziehen würden, wie man es an einer italienischen table d'hote zu thun pflegt, wandelten wir auf vier Füßen, nämlich denen unserer Gäule, fürbaß. Von diesem letzten „Caif = Punkte" hatten wir noch sechs und eine halbe Stunde bis Adrianopel, bis wohin der Weg fortdauernd durch eine große, herrliche, baumbesäete Ebene führt, durch die sich, wie ein Silberband, die breite Maritza schlingt. Rechts und links liegen freundliche, halb in Gebüsch versteckte Dörfer. Man schien sich auch hier mehr mit dem Feldbau zu beschäftigen, wozu das treffliche Erdreich wohl einladen konnte, denn wir fanden mehrere ackernde Bauern, natürlich ächt türkisch mit Pistolen, Flinte und Handschar hinter dem Pfluge herschreitend, wie man überhaupt hier selten jemand ohne Waffen erblickt, die die majestätische Figur, das ernste ausdrucksvolle Gesicht noch mehr heben. — Der Weg war sehr belebt von einzelnen Reitern, kleinen Maulthierkaravanen und vierrädrigen Wagen mit schwarzen Büffeln bespannt, deren Antlitz durch die rückwärts gebogenen Hörner ein wunderliches, einfältig=melancholisches Ansehen bekam. Die Ochsen scheinen von diesen Thieren ziemlich verdrängt zu seyn. Da die Räder und Achsen an den Wagen nicht geschmiert werden, so giebt das einen gräulichen Specktakel von Knarren und Pfeifen und man hört sie eher, als man sie sieht. Bepackte Wagen waren öfters mit acht bis zehn Zugbüffeln bespannt, die von einem Führer vermittelst einer langen, vorn mit einem Stachel versehenen Stange regiert und zur Ordnung gekitzelt werden. — Mit meinem schlech=

ten Gesichtsorgane glaubte ich an diesem Vormittage links in einiger Entfernung ein großes Volk Rebhühner im Fluge zu erblicken, die aber durch die Erklärung unserer Türken in eine dunkle Wolke von Heuschrecken sich verwandelte, die sich auch bald darauf verheerend auf ein Saatfeld stürzte.

Ungefähr zwei Stunden vor Adrianopel fanden wir einen neuerbauten, schönen Chan, der aber mehr einem freundlichen, deutschen Landhause glich, als einem moslemitischen Gasthause. Das Wohngebäude hatte neben dem Parterre, worin der Kaffeewirth hauste, noch eine Bel-Etage mit einem zierlichen Altan. Weiß angestrichen, mit grünen Jalousieen vor den Fenstern nahm sich das Häuschen in der lachenden Ebene neben einer schönen Fontaine, und unfern den Ruinen einer alten Moschee mit zwei Minarets, sehr malerisch aus. Zwei lange Gebäude durch einen mit dem Wohnhause parallel laufenden Flügel verbunden, aber vom Hauptgebäude getrennt, dienten zu Ställen für das liebe Vieh. Näher nach Adrianopel zieht sich links ein Bergrücken heran, hinter dem, an einer Ecke immer mehr hervortretend, sich die große Stadt mit ihren Moscheenkuppeln und einer Unzahl von Minarets aus dunkeln Baumgruppen dem Blicke entgegen dehnt. Die Berge links sind mit Weinlaub umzogen; die Trauben von Adrianopel sind die köstlichsten in der ganzen europäischen Türkei. Rechts, wohl fast eine Stunde weit, ziehen sich prachtvolle kleine Rosenwälder und andere Gartenanlagen hin, unter welchen besonders eine große Baumschule überrascht.

Orangen, Oliven und andere Obstbäume stehen in regelmäßigen, unabsehbaren Reihen angepflanzt. Alles dieß ist ein Werk der Regierung, der türkischen Regierung, was dem befangenen und von früher Jugend auf gegen alles Türkische eingenommenen Abendländer seltsam und fast unglaublich scheinen dürfte. Gewiß, es herrscht hier — durch so vieles, was der Reisende mit wahrem Wohlgefallen erblickt, bestätigt — ein reges Vorschreiten im Guten und Nutzenbringenden, um so rühmenswerther, da es nach langem Stillstande rasch und energisch gefördert wird. Der jetzige Sultan ist ein kräftiger Mann, vielleicht der Größte, der über sein Volk herrschte, denn überall bethätigt sich sein Wille, jedes Hinderniß zu besiegen, das sich ihm auf dem Wege zum Emporstreben entgegenthürmt.

Durch kleine Karavanen, die uns aus der Stadt entgegen kamen, so wie durch Trupps von reitenden und zu Fuß gehenden Bauern, die vom Markte in ihre Heimath zurückkehrten, drängten wir uns langsam mit unserm Pferdetrosse und gelangten in eine freundliche Vorstadt, deren Straße nur rechts mit Häusern, links aber mit Kirchhöfen besetzt war, über die hinaus wir die Aussicht auf eine große, prachtvolle Kaserne hatten. Die Kirchhöfe gewähren mit den glänzend weißen Marmorgrabsteinen, die halb unter dunkeln, immergrünen Cypressen und bunter Blumenpracht versteckt liegen, eben keinen düstern, unheimlichen Anblick, und dienen dem Türken zum Spaziergange, und so wie den Todten, so auch schon den Lebenden zum stillen Ruheplätzchen. Hier sitzt der Moslim beim

Sonnenuntergange, seine Pfeife rauchend und denkt an die Freuden jenseits des Grabes, wo er eingeht in die ewige Wollust paradiesischer, schattenreicher, fontainengeschmückter Gärten und in die Umarmung üppiger, gazellenaugiger Jungfrauen. Diese schimmernde Darstellung der Fortdauer nach dem Tode, die ihm der Koran verheißt, mag wohl der Grund seyn, daß der Türke dem letzten Augenblicke ruhig und furchtlos entgegen sieht.

Die Vorstadt, die wir durchritten, ist durch eine auf kolossalen Bogen ruhende Steinbrücke über die Maritza von Adrianopel selbst getrennt. Ein reges Leben empfing uns auf den Straßen und besonders auf dem Bazar, durch den uns unser Weg führte und der mit seinen unzähligen Buden einen kleinen Stadttheil für sich bildet. In jeder Budenreihe wird nur eine Gattung von Waaren verkauft, so daß man in der einen nur prächtige Shawls, in der andern Pfeifen, in der dritten herrliche Waffen, in der vierten glänzendes Reitzeug, in der fünften die unzähligen Arten von türkischem Zuckerwerk u. s. w. vorfindet. Adrianopel besitzt eine Menge von Fabriken, die sich besonders in der Bereitung von herrlicher wohlriechender Seife, Rosenöl, Rosenwasser, zu welchem die Rosenwälder um die Stadt das Material in Menge liefern, dann von Saffian, vorzüglich aber von köstlichem, aus Quitten gekochtem Compots auszeichnen, welche letztere als ausgezeichnete Leckerbissen in die ganze Türkei versandt werden.

An türkischen Damen war sowohl in den Buden-

reihen des Bazars, als auch in den Straßen kein Mangel, und somit die Angabe so vieler frühern Reisenden widerlegt, als ob im Oriente das schöne Geschlecht von seinen eifersüchtigen Ehemännern stets unter Schloß und Riegel gehalten werde. Freilich bekommt man von diesen holden Evastöchtern wenig mehr zu sehen, als die ganz verhüllende Kleidung, die nur Nasen und Augen der Luft und den Blicken fränkischer Reisenden Preis giebt. Eine Art Mantel ohne Taille mit langem, herabhängendem Kragen — Féredsché genannt — von dunkelgrünem dünnem Wollenzeuge, verhüllt die üppige Gestalt, ein weißer Schleier — Murlin — das Gesicht, eben nur Augen und Nase sehen lassend. Doch wie oft, wenn ich später in Konstantinopel manchmal neugierig einer Türkin entgegen schaute, fiel mit geschickter Wendung der Schleier und zeigte mir eine herrliche Physiognomie. Die Türkin kokettirt mit diesem Murlin eben so anmuthig wie die Italienerin mit dem Fächer. Weib bleibt Weib, in Ost und West, in Süd und Nord! — Zarte Verhältnisse, wenn man nur vorsichtig ist und schweigen kann — was allerdings sehr zu rathen — entbehrt man auch in Konstantinopel nicht. Die Türkin beglückt ihren Amoroso aus Temperament eben so feurig, wie die Italienerin und —. Doch genug davon! Man muß verschwiegen seyn; wer mehr wissen will, mache den kleinen Ausflug nach Konstantinopel, erprobe selbst und halte reinen Mund!

Links vom Bazar abbiegend, erreichten wir den Chan. Während man unser Dinér bereitete, machte

ich einen Gang nach der von Sultan **Selim II.** erbauten und nach ihm benannten Moschee, die mit ihren vier himmelanstrebenden Minarets sich würdig ihren beiden Mitschwestern, der Aja-Sophia in Konstantinopel und der kolossalen Moschee zu Brußa in Kleinasien anreiht. Das Aeußere dieses türkischen Tempels, dessen Kuppel noch um vier Ellen höher ist, als die der Aja-Sophia, fesselt durch seine großartige Pracht den Beschauer. Ueber dem Eingange prangt die einfache Inschrift: „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde.“ Das Innere blieb mir unbekannt, da ich erst später in Konstantinopel Gelegenheit erhielt, eine Moschee zu besuchen. — Auf dem Rückwege fand ich unsern alten Tatar Haßan auf dem Bazar, wo er einige Töpfe mit dem oben schon gerühmten vortrefflichen Compot einkaufte, mit welchem er Freunden in Konstantinopel eine Freude bereiten wollte.

Im Chan fand ich Dinér und Pferde bereit, und die Sonne neigte sich zum Untergange, als wir unsere Weiterreise antraten. Wohl eine Stunde weit durchritten wir die Stadt und trafen vor dem Thore auf eine Landstraße mit großen Quadern gepflastert, die Hadrian, der muthmaßliche Gründer Adrianopels, angelegt haben soll. Ich mag weder die Wahrheit bekräftigen noch gerade dem widersprechen, daß diese Straße eine klassische sey. Das weiß ich aber gewiß, daß Sultan Selim II. im Jahre 1568 schon Trümmer einer alten Straße hier vorfand, und auf diesen in dem gedachten Jahre eine neue erbaute. Jetzt ist sie übrigens verfallen, wie das unheilige und heilige

römische Reich und wird oft durch zehn bis zwanzig Schritt lange Lücken unterbrochen. Dieser Uebelstand und die rasch eingetretene Dunkelheit bewogen unsere Postillone ihre bunt gemalten und geölten Papierlaternen anzuzünden, die man spiralförmig gefalzt, zusammendrücken und auseinander ziehen, und so bequem bei sich führen kann. Ein paar vom Baum geschnittene lange Stöcke benutzte man, um sie hoch zu halten. Nachdem uns die wandelnden Papiersterne eine Stunde lang auf dem halsbrechenden Wege, (der sich, während der geneigte Leser diese Zeilen vor sich hat, wohl schon in eine, damals projectirte Chaussee umgewandelt hat) fortgeleuchtet hatten, fiel es den Dschiurdschi's ein, eine nähere und bequemere Straße über die Haide zu suchen und links von der vertrackten kaiserlichen abzubiegen. Wären unsere Führer Christen gewesen, so hätten sie sich hübsch an die Bibel und hienach an den Weg rechts gehalten, der zum Guten führt; der links aber führte zu „Heulen und Zähnklappern!“ Ersteres nämlich that der Sturm, der heulend über die Haide fuhr, die Laternen ausblies und uns zum Zweiten, nämlich zum Zähnklappern, ermunterte. Mit den Laternen waren unsre letzten, wenn auch nur papiernen Hoffnungssterne verschwunden. In finsterer Nacht galoppirten wir dem Sturm entgegen, durch Sumpf und über Gräben, bis uns ein Fluß — ob es die Arda oder Tundsia war, habe ich nicht erfahren, — der sich in die Maritza ergießt, gebot: „bis hieher und nicht weiter!“ Die Postillone hatten sich verirrt. Das Ohr an die Er-

de gelegt, horchte man auf Hundegebell aus nahen Dörfern. Alles still, nur der Sturm heulte ein schauriges Nachtlied. Wir hielten Rath und beschlossen, eines unserer Irrlichter, nämlich einen Postillon, auf Kundschaft durch den Fluß reiten, oder was wir jetzt noch nicht wußten, schwimmen zu lassen, indeß wir hinter einen kleinen Erdwall gelagert, der uns nothdürftig gegen den wüthenden Sturm schützte, seine Rück- und trostbringende Auskunft erwarten wollten. Am Horizonte leuchteten mehrere Feuerscheine, die aber von friedlichen Bränden herrührten. Schon in der vorigen Nacht nämlich hatten wir mehrere Karavanen auf freiem Felde um große Feuer lagernd angetroffen. Ein Bild für den Maler interessanter Nachtstücke: Der Himmel voller Wolken, die nur einzelne Mondesblicke durchleuchten ließen, Gruppen von ruhenden Kameelen und Büffeln, weißbedeckte Wagen, aufgethürmte Waarenballen, bewaffnete Moslim's, ihre Pfeifen rauchend um ein großes Feuer kauernd oder liegend, das mit grellem Scheine die ganze Scene beleuchtet; eine plätschernde Fontaine und der Wind in den Baumgipfeln das einzige Geräusch in der stillen Nacht. Unsere Maler, die nach Italien gehen, sollten von dort Ausflüge nach dem Orient machen und würden dann mit interessanten Skizzenbüchern heimkehren. Wenigstens sind solche Türkengruppen, die der Künstler doch in natura sehen kann, eben so interessant, wie die Unzahl gemalter italienischer Räuber, die sich auf allen deutschen Kunstausstellungen

umhertreiben und die der Maler schwerlich von Angesicht zu Angesicht erblickt haben dürfte.

Unsere Mäntel, in die wir uns gehüllt, schützten uns nicht lange gegen die empfindliche Nachtluft; Holz als Brennmaterial fehlte, denn weder Baum noch Strauch war auf der weiten Ebene zu sehen, nur trocknes, schilfartiges Gras. Von diesem wurde ein Haufe gesammelt und mit großer Mühe in Brand gesteckt, der aber nur sehr kurze Zeit vorhielt. Zu dem hatte ich bei dem Carriere-Ritt auf der Haide vorher auch noch meine Pfeife verloren und konnte also meinen Unmuth nicht einmal in Tabakswolken von mir blasen. Um uns für die Entbehrung aller Bequemlichkeit wenigstens durch ein neues Schauspiel zu entschädigen, zündete unser Tatar das unabgeschnittene, dürre Gras an, und wie ein glühender Strom flog die Flamme, vielleicht in der Breite von mehr als hundert Fuß über die weite Fläche, immer weiter und so schnell, als wolle sie den Erdkreis mit einem glühenden Ringe umziehn. Es war ein originell-furchtbar-schönes Feuerwerk in der tiefdunkeln Nacht.

Nach fast drei Stunden kehrte unser Späher zurück mit der Nachricht, daß er ein Dorf gefunden, und so schwammen wir dann wieder einmal bei sehr kühler Temperatur durch einen Fluß und gelangten in das Asyl, wo unser in einer Bauernhütte ein Kaminfeuer und eine Schilfmatte als Lagerstätte wartete. Da wir erfuhren, daß wir erst in vier Stunden auf Nebenwegen die ersehnte Station — ich glaube, sie

hieß Narisa — erreichen konnten, beschlossen wir, in der Hütte den Morgen abzuwarten, um nicht in eine neue nächtliche Verirrung und Verwirrung zu gerathen.

Am folgenden Tage passirten wir die Stationen Eski-Baba, Lulé-Burgas und Tschorlu, wovon das zweite Städtchen wegen der hier von rothem Thon verfertigten Pfeifenköpfe berühmt ist, die man im türkischen auch „Lulé" nennt. Auf welche Art so manche türkische Wörter wohl nach Norddeutschland gekommen seyn mögen? So sagt der gemeine Mann in Ostpreußen nämlich statt „kleine Pfeife," ebenfalls „Lulle;" und das Wörtchen „Haidi," was man ebendaselbst, besonders beim Reiten, für: „schnell, fort," gebraucht, fand ich bei unserm Tataren und den Postillons als Anreizungswort für die Rosse wieder.

Tschorlu, das alt-byzantinische Tyrilos, bewahrt aus seiner berühmteren Vorzeit nur einige Ruinen auf. In den nahen Felsen sollen sich einige merkwürdige Höhlen befinden.

Von den Fatiguen der Reise und besonders der letzten Nacht ermüdet, war ich Nachmittags auf meinem einen bequemen Paß gehenden Pferde recht sanft eingeschlafen, und mochte mich wohl zwei Stunden lang im Traume in der lieben Heimath befunden haben, als ein starkes Rauschen mich erweckte. Mein erster Blick fiel auf das wellenthürmende Marmora-Meer, an dessen Strande wir uns befanden. Der goldne Strahl der untergehenden Sonne ruhte auf den Kuppeln der gegenüber in Asien liegenden Ge-

birge. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, das die Brust beim ersten Anblick eines andern Welttheils übermannt. Hier beim Anblicke des Urbodens des Menschengeschlechts wird es noch gesteigert. Die heiligsten Erinnerungen unserer Kindheit klingen in frommer Harmonie, wie Glockentöne aus ferner Bergkapelle zu uns herüber. Was der Knabe im Buche der Bücher von dem freundlichen Heilande und seinen Jüngern las, wird dem Manne im Anschauen des Landes, wo der Herr gewandelt, wieder lebendig. Ueber die Berge hinaus schaute mein Auge, alles erschloß sich dem sehnenden Blicke. Mir fehlen die Worte, meine Empfindungen zu schildern; der Mitfühlende mag sich in ähnliche Lage versetzen; mir bleibt jener Moment unvergeßlich.

Allmählig wurde es dunkler; einzelne Fischerkähne mit schwellenden, weißen Segeln durchschnitten, Schwänen gleich, die vom letzten Abendroth vergoldete Fluth. Von einer hohen, sich weit ins Meer erstreckenden Landzunge schimmerten uns durch das Dunkel Lichter entgegen. Es war die Stadt Silivria, das alte Selymbria, das erst zu den Zeiten des Verfalls des griechischen Reichs berühmt wurde. Die Ruinen des prächtigen Residenzschlosses, das sich hier der Kaiser Johann Kantakuzenos erbaute, zieren noch den äußersten, ins Meer vorspringenden Felsen. Jetzt wird es größtentheils von handeltreibenden Griechen bewohnt, in deren Mitte ein Metropolitan-Bischof residirt.

Aus Mangel an Pferden mußten wir hier bis zum

Morgen warten, der durch regenschwangere Wolken heraufdämmerte, als wir unsere Reise fortsetzten und nach ein paar Stunden in Rivatos (auch Bivados genannt), einem großen griechischen Fischerdorfe, anlangten. Das Dorf gewährt mit einem auf steilen ins Meer vorspringenden Felsen gelegenen Schlosse, das von den Genuesern erbaut ist, einen freundlichen und malerischen Anblick. Wir labten uns in einem griechischen Kaffeehause mit einigen Tassen heißen Mokkatrankes, da draußen indeß ein kalter Regen uns in eine unbehagliche Stimmung versetzt hatte. Es war Sonntag und daher die Kneipe mit nichtsthuenden Griechen vollgestopft, eine Tugend, der sie nicht allein nur an den Sonntagen, sondern auch an den übrigen Tagen gerne huldigen. Immer hart am Strande des Meeres, der sich hier flach herabsenkt und nur durch einzelne pittoreske Felsenvorsprünge unterbrochen wird, führte uns unser Weg. Links erhoben sich mäßige Berge, fleißig angebaut und mit freundlichen, halb in kleinen Hainen versteckten Dörfern besetzt. Die Straße war sehr lebhaft. Türken und Griechen zogen höflich grüßend an uns vorüber; größtentheils waren sie aber alle, des fortdauernden Regens wegen, in rothe oder schwarze langhaarige Filz- oder Wollenmäntel verhüllt, an denen sich hinten eine Kapuze befindet, die über den Kopf gezogen wird. Die ganze Hülle ist wasserdicht. Die Worte des türkischen Grußes sind verschieden; dem Christen wünscht der Muselmann: „Akhibetin Oerola!“ „Möge Dein Ende

selig seyn!“ Türken zu einander sprechen: „Selam aleikum!“ „Friede sey mit Dir!“

Der größte Theil der an diesem Ufer des Marmora-Meeres liegenden Dörfer ist von Griechen bewohnt, die des Handels wegen auf ihren kleinen Segelböten die See befahren. Trotz des trüben und unfreundlichen Wetters, das uns manche schöne Fernsicht verhüllte, entzückte uns doch der Anblick des reizenden Thales von Bujuk-Tschekmedsche (zu deutsch: große Schublade). Das Meer bildet hier nämlich einen länglich-runden Busen von ungefähr vier Stunden Länge und zwei bis drei Stunden Breite, der sich gegen die See zu verengt und mit dieser durch einen schmalen Kanal in Verbindung steht; drei längliche, schmale Inseln verengen diesen noch mehr. Von dem diesseitigen Ufer wölben sich über diese Inseln vier prachtvolle, riesenmäßige, steinerne Brücken, — das Imposanteste, was ich in dieser Hinsicht sah, und das einen weit großartigern Eindruck als die berühmten Brücken von Dresden und Prag macht. Sultan Suleiman begann — wie eine Inschrift sagt — den Bau derselben im Jahr 1593, Selim beendigte ihn, als er die Straße von Adrianopel nach Konstantinopel herstellte. Auf der Seite nach Adrianopel zu liegt hart am Kanal der Flecken Alikratia, auf der andern Bujuk-Tschekmedsche, zwei von dunkeln Bäumen, aus deren Laub die rothen Häuser und spitzen Minarets hervorschauen, beschattete, allerliebste Orte. Die Bucht mit ihren grünen Ufern wird in kleiner Entfernung gegen Ost und West von hohen,

gegen Norden von niedrigern Bergen umgeben. Es ist ein reizendes, durch die Aussicht auf das offene Meer noch interessanter gemachtes Thal. Unter dem kalten Regen, der uns von Norden her traf, mischte sich nun auch noch Schnee: Erscheinungen, die uns den Genuß der Reise arg verbitterten und uns nach einigen Stunden wieder in den Chan Kutschuk-Tschekmedsche (kleine Schublade) — eine von der Natur veranstaltete kleinere Nachahmung von Bujuk-Tschekmedsche, mit nur einer Brücke über den Kanal — trieben. Der Abend nahte, Schnee und Regen erfüllte, vom Sturm gepeitscht, die Luft, — dennoch mußten wir wieder aufbrechen. Rabenschwarze Nacht hatte indeß ihre Schwingen ausgespannt, die uns nichts hätte sehen lassen, auch wenn der Regen und Schnee uns nicht die Augen verschlossen hätten; die Wege waren aufgeweicht, so daß die Pferde sich nur mit Mühe durch den Schmutz arbeiteten. Ich war etwas zurückgeblieben und bemerkte seitwärts einen etwas höher laufenden Fußsteig, auf dem ich festern Grund zu finden hoffte. Mit vieler Anstrengung hatte mein Pferd den Steig erklimmt, doch kaum hatte es auf dem schmalen Wege zwanzig Schritte vorwärts gemacht, als es seitwärts mit mir herabglitschte. Da lag ich — mir fiel in diesem Augenblicke der alte Blücher in ähnlicher Situation ein — im allertiefsten Schmutze, auf meinem linken Beine aber mein treues Roß, das sich nicht zu erheben vermochte. Ich rief aus Leibeskräften meinen vorausreitenden Gefährten, allein der Sturm verwehte mein Geschrei. Wenigstens eine Viertelstunde

mag ich in dieser unangenehmen Lage zugebracht haben, als man mich vermuthlich bei unserer Karavane vermißte und der mich aufsuchende Tatar in diesem kläglichen Zustande fand. Mit seiner Hülfe kamen dann mein Roß und ich wieder auf die Beine. — Der Leser, der im traulichen Zimmer am warmen Kamin diese Zeilen vor sich hat, wird vielleicht über meine traurige Situation lächeln, doch irre ich nicht, wenn ich glaube, daß er in ähnlichen Fällen eben so übelgelaunt und decontenançirt gewesen seyn würde, wie ich.

Ich erwähne hier eines Auftritts, den herbei geführt zu haben ich in diesem Augenblicke herzlich bereue, der aber Zeugniß giebt von dem edlen Charakter des Türken. Ueber meinen oben erwähnten Unfall war ich so erbittert, daß, als mich Haßan aus der unangenehmen Lage befreite, ich ihm, gleich als ob er daran Schuld gewesen, in meinem Unmuthe einen Stoß versetzte. In seinem moslemitischen Stolze, sich von einem Giaur so behandelt zu sehen, riß er in zorniger Aufwallung seinen Handschar halb aus der Scheide, dann aber sich plötzlich besinnend, sprach er: „Ich habe die Pflicht übernommen, Dich auf der Reise zu behüten, — ich habe mit Dir Freundschaft geschlossen, als wir aus einer Pfeife zusammen rauchten; — ich will vergessen, daß Du mich beleidigt!" — Und so war er wieder von dem Augenblicke an der gute, freundliche Reisegefährte, der er vorher gewesen. Ich gestehe gern und offen, daß ich mir recht

viele Vorwürfe über mein Betragen gegen den alten, braven Mann machte.

Endlich erreichten wir ein Dorf — Floria, — brachten, da der Regen noch immer in Strömen herabgoß, die Pferde unter Dach und flüchteten ins Kaffeehaus, wo mir unser Haßan mit seinem Handschar erst den Schmutz vom Mantel schabte und mich dann ans Kaminfeuer placirte. Eine radikale Trocknung war in kurzer Zeit nicht möglich, da ich im buchstäblichsten Sinne durch Mantel, Pelz, Ueberrock u. s. w. bis auf das Hemde durchweicht war, und das Schmutzwasser bequem aus den Stiefeln goß. Wäre ich in sothanem Zustande in die Flammen gefallen, so hätte ich sehr gut den vierten, unversehrten Mann im feurigen Ofen vorstellen können. Ein halb Dutzend Tassen Kaffee und ein paar Pfeifen riefen allmählich eine innere Wärme hervor, indeß ich, um dieß auch von Außen zu erlangen, mich wie ein Bratenwender am Feuer herumdrehte. Es war eine nichtswürdige Nacht. In den Stunden bis zu Sonnenaufgang, so lange rasteten wir, theils unserer eigenen Haut wegen, theils aber auch wohl wegen unserer ermatteten Pferde, die von Silivria bis Konstantinopel, ungefähr neun deutsche Meilen, nicht gewechselt wurden, war Frost eingetreten und der Regen hatte sich ganz und gar in große Schneeflockeen verwandelt, die uns auf dem Wege noch mehr jede Aussicht hemmten. Wir hatten noch ungefähr drei Meilen bis Konstantinopel. Es begann hier eine gepflasterte Straße, aber so schlecht aus spitzen Steinen zusammen gefügt, daß es den

Pferden ohne Beinbrechen nicht möglich war, sie zu passiren und wir uns daher gezwungen sahen, den steinlosen Sommerweg nebenbei zu wählen. Der war aber völlig grundlos und ein Jammer, die Qual unserer armen, noch dazu stark bepackten Rosse zu sehen, die kaum die Füße aus dem lehmigen, halbgefrorenen Boden herausziehen konnten. Von Konstantinopel, auf dessen Anblick wir uns gefreut hatten, war von dem Schneegestöber nichts zu sehen. Mir fiel dabei der preußische Feldjäger ein, welcher, als er im Examen um den Weg von Konstantinopel nach Berlin befragt wurde, meinte: „Von Konstantinopel gehe ich nach Adrianopel, von Adrianopel nach Philippopel und dann nopel und popel ich mich so durch, bis ich nach Wien gelange, von wo ich den Weg nach Berlin schon finde.“ — Dießmal würde es ihm doch schwer geworden seyn, sich umgekehrt nach Konstantinopel durchzupopeln und zu nopeln, denn indem wir den Hauptweg verlassend, uns einen Berg hinauf arbeiteten, irrten wir hier oben, da alle Stege verschneit waren, wieder einige Stunden planlos umher. Selbst unsere beiden Postillone — dießmal keine Moslem's, sondern ein paar Juden — die den Weg in die Stadt doch schon oft genug gemacht hatten, kannten sich nicht mehr aus. Wir gaben es auf, die Stadt zu durchreiten und uns auf einem Boote über den Hafen nach Pera bringen zu lassen, da das Ab- und Einpacken unserer Sachen uns doppelte Mühe gemacht hätte und die Ueberfahrt auf kleinen Kaicks bei diesem Wetter gefährlich gewesen wäre. Wir beabsichtigten also durch

das „Thal der süßen Gewässer,“ die Spitze des „goldnen Horns“ — den Hafen — zu umreiten und so direct nach Pera zu gehen. Nach langem Suchen gelangten wir dann auf den großen, türkischen vor Ejub, einer bedeutenden Vorstadt Stambuls, liegenden Gottesacker. Es ist dieß ein großer, düsterer Cypressenhain, besät mit unzähligen Monumenten und außerdem durch eine Moschee geheiligt. Kein lebendes Wesen zeigte sich auf diesem Kirchhofe, kein Laut war hörbar als die Hufschläge unserer Pferde auf der gepflasterten Straße, und das Rauschen des Sturms in den dunkeln Cypressenwipfeln. Mir war wieder heimlich zu Muthe, als wir in Ejub einritten. Am Thore hatten neue, regulaire Truppen die Wache. Keine lästigen Fragen nach dem Passe, keine Zollvisitation unseres Gepäcks war hier zu überstehen, wie im civilisirten und in dieser Hinsicht chicanirenden Europa. Ejub ist wegen seiner Moschee merkwürdig, in welcher, altem Herkommen gemäß, der Sultan bei seiner Thronbesteigung mit Mahomeds Schwerdt umgürtet wird. Bei dieser Gelegenheit — eine wirkliche Krönung findet nicht statt — küßt der Großwessir, als Repräsentant des ganzen Volks zur Huldigung dem Großherrn den Fuß. Sonderbar, daß diese Ceremonie nur bei den beiden Herrschern, die sich so heterogen gegenüber stehen, bei dem Sultan und bei dem Papste vorkommt.

Wir gelangten von hier in das Thal der süßen Gewässer — Kiagid-Kané, — das jetzt mit dem aus seinen Ufern getretenen Flusse einen traurigen Anblick

gewährte, wogegen es im Frühlinge mit seinen zierlichen, kaiserlichen Köschken (oder wie die Deutschen sagen: Kiosk), dem in vielen Windungen den üppigen Wiesenteppich sanft durchfluthenden Flusse Ali-Bei-Keuiu-Suiu — bei den Alten: Barbyzes, — mit seinen schattigen Baumgruppen, rings eingeschlossen von grünen Bergen, einem Paradiese gleicht.

Nach wiederholtem Umherirren fanden wir einen verschneiten Weg, der uns aus dem Thal auf die Höhe von Pera leitete. An mehreren Köschken vorbei, kamen wir an die große Infanteriekaserne vorbei, ein prachtvolles Gebäude, in dessem Innern sich eine schöne Moschee befindet. Vor der Pforte amüsirten sich die Soldaten mit Schneeballenwerfen, ein Vergnügen, das ihnen das hiesige Klima selten genug, vielleicht alle Jahrzehend nur, gestatten mag. Links blieb uns nun der fränkische Kirchhof, die Promenade der eleganten Welt von Pera liegen, wo man auf den Gräbern die Damen lorgnettirt, wie in Paris und Berlin, und zärtliche Verhältnisse — man könnte sagen: „am Rande des Grabes" — anknüpft. Und nun nahm uns die „lange Gasse," Peras Hauptstraße auf. Schöne und häßliche Damen saßen an den Fenstern und in den Erkern, die an jedem Hause ausgebaut sind, um der Neugierde nach allen Seiten freien Lauf zu lassen. Alles war geputzt, denn es war am Montage, den 25. December 1833 alten Stils, also dem Weihnachtsfeste der Griechen, oder den 6. Jan. 1834 neuen Stils, dem heiligen Dreikönigstage der Franken, die hier mit wenigen Ausnahmen dem ka-

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tietz, Friedrich <<von>>,

Erinnerungs-Skizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland entworfen wä
hrend des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 und 1834

Bd.: 1

Coburg [u.a.] 1836

It.sing. 1064 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468357-7